



Berlin, den 31. März 1900.

## Wenn wir Toten erwachen.

Sehe der weiche Jüngling aus Nazareth, den der Täufer im kalten Jordanwasser gehärtet hatte, sich auf den Martyrweg machte, weilte er vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüste. Er wollte mit sich allein sein, ganz einsam, um ungestört zurück und vorwärts zu schauen und in der stillsten Stunde den Stimmen zu lauschen, deren Lockruf ihn aus der Menschengemeinschaft riß. Er wollte erwägen, ob er ein willenloses Werkzeug Johannis werden oder sich selbst leben solle, aus eigener Kraft. Den felsigen Abhang, der im Westen das Tote Meer schließt, erklimm er, hauste dort unter dem spärlichen Wüstengethier und versagte dem Leib jegliche Nahrung. Das Fleischnliche, Alles, was auf den Willen, den Macht und Wonne begehrenden, wirkt, sollte verkümmern, erlahmen; ungetrübt sollte das Licht reiner Erkenntniß den zu wandelnden Weg erhellen. Die Stätte war für beschauliche Einkehr ins Innerste gut gewählt; keine einsamere gab es in der Judäerwelt. Doch das Volk raunte, sie sei von Dämonen bewohnt und dem dort Rastenden drohe Gefahr. Und wirklich: zu dem durch Fasten Geschwächten trat der Versucher. Er höhnte den Jüngling, der sich durch Gottes besondere Gnade geweiht wähne, und heischte von ihm Wunder, die übermenschliche Kraft dem Menschenauge beweisen könnten. In kluger Rede wehrte der Jüngling solche Zumuthung ab. Da führte der Versucher ihn auf einen sehr hohen Berg, zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: „Das Alles will ich Dir geben, so Du niederfällst und mich anbetest.“ Der Jüngling aber sprach: „Hebe Dich weg von mir,

Satan! Denn es stehet geschrieben: „Du sollst Gott anbeten, Deinen Herrn, und ihm allein dienen.“ Dann stieg er herab von der Höhe, den Menschen Lehrer, Erlöser zu werden. Von Sansara, der Welt ewiger Wiedergeburten, des Gelüstens und Verlangens, der Sinnenttäuschung und wandelbarer Formen, hatte er sich freiwillig geschieden, wie Alle es müssen, die aus dem Geist Großes schaffen wollen, und war in Nirwana ein frommer Bürger geworden, in dem windstillen Land, wo die sündigen Wünsche schweigen.

Auf dieses wundervolle, der uner schöp flich reichen Welt des Veda entstammte Symbol ist der Blick des größten Dichters, der heute den Europäern lebt, seit seiner Jugend geheftet. Henrik Ibsen, der Nordgermane aus dem Lande der starren Staatskirche, der inbrünstigsten Ekstase, der zornigen Christen vom Schlage der Kierkegaard und Lammers, erwuchs im Haß aller Sinnenfreude. Nur im Bereich der Nazarenemoral, so lehrten ringsum Strenggläubige, giebt es des Strebens würdige Werthe, nur die sittliche Schönheit ist wahrhaft schön. Der Knabe glaubte der Lehre; in dem Jüngling erwachte mit dem Geschlechtsleben der Zweifel. Ist wirklich Alles, was uns auf der Erde an Freuden erwächst, als Uebel zu meiden? Leuchtet die Sonne uns nur, um zu Bisherzerknirschung in Saß und Asche zu mahnen? Ist der süße Duft erblühter Knospen eine Lockung des Bösen, die Vereinigung zweier heißen, langenden Körper ein Sündenfall? Und soll der Anblick der irdischen Pracht und Herrlichkeit den Menschen nur prüfen, den, wenn er von Glück und Glanz ein Stück an sich reißt, in einem Jenseits für solches Vermessen harte Strafen erwartet? Noch blieb es beim Zweifel. Der Jüngling war scheu, die ersten Eindrücke erkälteten ihn, dessen scharfes Auge früh schon unter die Oberflüche sah, und er traute sich selbst nicht genug, um an dem Heiligsten, das ihn gelehrt worden war, das Rütteln zu wagen. Erst der Mann hatte den Muth, zu dem Gott aufzuschauen, vor dem sein Volk kniete, erst der Mann konnte an das Heiligste kritisch sein Nichtmaß legen. Ein schwächliches, auf krummen Wegen wandelndes Geschlecht sah er, das sich von Tag zu Tag kleine Vortheile erfeilschte, heuchlerische Kompromisse schloß und, wenn es zum Gebet die Hände faltete, nur daran dachte, sich schlau in den Himmel zu lügen. Wie mußte der Gott sein, der sich von solcher Menschheit täuschen ließ? Der Gott, den die Masse träumte, war nicht der Gott starker Christen mehr. Mit schriller Stimme rief es der Dichter ins Land:

Wie das Geschlecht, ergrant sein Gott.

Als Greis mit dünnem Silberhaar:

So stellt Ihr den Gottvater dar.

Doch dieser Gott ist nicht der meine!  
 Reiner ist Sturm, wo Wind der Deine,  
 Ein Heldenjüngling, kühn und stark,  
 Kein schwacher Alter ohne Mark!

Dieser junge Gott läßt sich in die alte, enge Kirche nicht bannen, für ihn reicht auch nicht der weitere Raum des modernen Kultgebäudes. Wer ihn fühlen, ihm nahkommen will, muß hinaus ins Freie, hinauf zu den Gipfeln, die in den Himmel ragen: dort wird in des Sturmes Brausen der Starke Starke sich offenbaren. Deshalb schleudert Brand, der aus der Staatskirche geschiedene Pfarrer, den Schlüssel zum Gotteshaus in den Fluß und macht sich mit den Tapfersten aus seiner Gemeinde auf den steilen Weg, dessen Mühsal sie stärken soll. Doch für den Leidensweg sind die Tapfersten noch nicht tapfer genug. Sie sehnen nach Freude und auf der Höhe droben athmet sichs schwer; ihr Blick sucht Blumen und findet nur Eisfelder; sie erhoffen der Mühe köstlichen Lohn und der strenge Führer verspricht ihnen nur eine Dornenkrone. Da wendet ihr dumpfer Sinn sich zur Wuth: mit Steinwürfen scheuchen sie den Mann fort, der sie aus behaglicher Niederung lockte, und kehren zurück, — ins Joch, in den Alltag, in Versorgung und Botmäßigkeit. Brand bleibt allein; er blutet aus Wunden, die ihm der Aberglaube schlug, und kann leuchtend erkennen, wie die Menge Erlösers lohnt. Zur Freiheit, zum Licht, zu eigenem, jungem Willen hatte er die Gemeinde zu führen versucht: sie wollte weiter schlafen, den Willen nicht stählen, mit Erobererfaust nicht sich selbst eine Seligkeit schaffen. Wozu die Qual? Seligkeit war ja schon lange verheißen, für Alle hatte ja Einer gelitten. Die alte Lehre hat den Willen gebrochen. Brand schaut zurück, hinunter ins Thal der Willenlosen, das sich wie ein Totenland vor seinem Auge dehnt. Kein frisches, fröhliches Leben, kein blutrother Entschluß, nicht einmal eine rechtgeschaffene große Sünde, zu der immerhin Wuth und Kraft gehört, nur kleinliche Krämerstiege, kleinliche Spießbürger-schmach. Niemals dorthin zurück! Lieber den Tod auf eisiger Höhe als ein Scheinleben unter flüsternden, feilschenden Zwergen, denen der Wille zum Leben entfloß. Brand konnte seines Traumes Sinn nicht in die Herzen hämmern: so will er ihn leben, will lebend den Unbelehrbaren ein Beispiel geben. That so nicht auch der Galläer? Nie hätte seine Lehre die Welt gewonnen, hätte er sie nicht mit dem Blut seines Lebens gedüngt. Dem Solches Sinnenden naht, wie seinem Vorbilde, der Versucher und zeigt ihm der bürgerlichen Bescheidung beglückende Seligkeit, zeigt ihm, daß nur der Wünsche überspannter Bogen dem Him-

melstürmer bisher Wunden schuf und daß dem Gehegten, wenn er an die Menschen und an sich selbst den Anspruch mindert, in der Begrenztheit noch liebliche Freuden erblühen können. Umsonst: über den stählernen Willen des Freien hat der Versucher keine Gewalt. Nur eine Wahnsinnige glaubt noch an ihn, aber Brands Wille erlahmt, Brands Fuß strauchelt nicht. Er sucht die Sonne, sucht den Gott, vor dem er knien, zu dem er beten kann. . Eine Lawine begräbt ihn. Und über das schneeweiße Grab des Verstiegenen hin hallt die Stimme des deus caritatis, der dem in des Strebens schwerster Mühe Gefallenen weit des Vaterhauses Thore aufthut.

Brand ist nicht das einzige Geschöpf, dem in Jsens Weltreich der Versucher naht. Der Römerkaiser Julian und der Rhetor Bernik, Zarl Skule und Pastor Manders, Rosmer, Solnes und Allmers, Frau Helene Alving und Frau Hedda Gabler, die kleine Hedwig Eidal und die kleine Hilde Wangel: Alle versuchte der Böse; und sogar der kühlen Frau vom Meere trat ihr Traum in greifbarer Gestalt einst entgegen und lockte und zog ins Uferlose, in das nimmer ruhende Element, das nur der Kraft und dem Willen gehorcht. Manche folgten dem Verfährer und erlitten das Loos vermessener Menschheit. Manche verstopften dem Lohruf das Ohr, krochen ins Pflichtengehäuse zurück und verkümmerten da, wie in der Dachkammer des Photographen Eidal die lahmgeschossene Wildente. Aus Keinem wurde was Rechtes. Alle suchten mit sehndem Herzen die Lebensfreudigkeit, die der arme, vom Vatererbe vergiftete Oswald Alving auf seine Leinwand zaubern möchte, Alle aber standen im Bann einer Weltanschauung, die den Geist adelt, doch glücklos macht, Alle mußten, um ein Bißchen Sonne zu haschen, zu betäubenden, tödenden Apothekermitteln greifen. Ein dunkles Land, ein Land ohne Verheißung; und eine Menschheit, der das Christengesetz den Muth zu heidnischer Froheit und Sinnelust nahm, eine Menschheit, der gleich, von der Riesische sprach: „In diesem Hin und Her zwischen Christlich und Antik, zwischen verschüchterter oder lägnerischer Christlichkeit der Sitte und ebenfalls muthlosem und befangenem Antikisiren lebt der moderne Mensch und befindet sich schlecht dabei; die vererbte Furcht vor dem Natürlichen und wieder der erneute Anreiz dieses Natürlichen, die Begierde, irgendwo einen Halt zu haben, die Ohnmacht seines Erkennens, das zwischen dem Guten und dem Besseren hin und her taumelt: alles Dies erzeugt eine Friedlosigkeit, eine Verworrenheit in der modernen Seele, die sie verurtheilt, unfruchtbar und freudelos zu sein.“ Ist es im Lande dieser Menschheit, wo jeder Brecher alter Tafeln als Verbrecher gilt, nicht, trotz allem Lärm der

Alltagsbetriebsamkeit, so still wie im Totenreich? Lebt sie denn überhaupt, kann sie ohne den Willen zu eigenem Daseinsrecht und eigener Daseinsfreude leben und ist sie nicht nur der Schatten eines entschwundenen Totengewimmels? Die jung scheinende Europa leucht unter der Leichenlast, die sie von Asien her auf ihrem Rücken mitschleppt; ihre Kinder sehen am hellen Tag wie Gespenster aus; und als der Kaiser Apostata, der sein Drittes Reich, das Reich froher und schöner Wahrhaftigkeit, nicht schauen sollte, in Ibsens weltgeschichtlichem Saliläerdrاما verröchelt hat, kann seine christliche Pflegerin mit Recht von lebenden Toten und toten Lebenden sprechen.

Der Dichter wurde älter. Er hatte im Orient und im europäischen Süden reicheres, wärmeres Leben kennen gelernt und kehrte mit schwerem Greisenschritt nun in die nordische Heimath zurück. Das Bild des Versuchers hatte ihn auch in des „Sonnenstrands südlicher Pracht“ nicht verlassen und geleitete ihn nordwärts nun, zu des Schneelandes Hütten. Doch auch den Weltruhm brachte der Dichter heim; und er, den, wie Brand, Steinwürfe aus dem Vaterlande geschleudert hatten, sah sich von einem dankbaren Volke jetzt plötzlich wie einen Helden gefeiert. Wie einen Helden? Der Vergleich paßte wohl nicht. Ein Held wirkt doch auf sein Volk, erkämpft seinem Volk neuen Besitz oder stärkt ihm wenigstens den Willen zu fördernder Schöpferthat. Der Dichter sah um sich. Was hatte er gewirkt? Nichts; oder doch nichts Gutes, nichts ihm jetzt noch wünschenswerth Scheinendes. Das große Nichtmaß eines sittlichen Ideals, in das er früher die Menschen aufzureden sich mühte, hatte er längst, weil er die Unmöglichkeit und die Lebensgefahr der Prokrustesarbeit erkannte, in den Kasten gelegt. Längst auch hatte er eingesehen, daß man mit dem Puritanerpathos, mit dem Predigen einer Wahrheit, die Allen wahr sein soll, heutzutage nicht weit kommt und daß es besser ist, dem Durchschnittsgekrübel die Lebensklüge zu lassen, das anregende Prinzip, die Fontanelle, die der Arzt dem Kranken in den Nacken setzt. Der Stamm der Peer Gynt stirbt nicht aus; und ist es gerecht, ist's göttig, diesem Stamm Alles zu nehmen, was er zum Leben braucht? Das hatte Ibsen, der Mann wie der Jüngling, gethan. Er hatte den Schlüssel zur Kirchenthür ins Wasser geworfen, den Gespensterglauben der Urväterzeit aus der Scholle gejätet, alle Konventionen und Kompromisse, die geheiligtesten sogar, als Trugwerk und Heuchlergetriebe enthüllt, alle Leuchtfeuer gelöscht, die in sternloser Nacht bisher den sichere Fahrstraßen Suchenden die Richtung wiesen. War er nicht selbst ein Versucher gewesen, Einer, der die Menschheit lockte, höher zu fliegen, als der Flügel Kraft sie zu tragen vermochte? Frohe Adelsmenschchen wollten

er schaffen, Männer von Muth und Mark, stolz sich schenkende und frei in der Hingebung das Menschenrecht wahrende Frauen, ein reinliches, vornehmes, neuer Schönheit lebendes Volk. Und was sah er nun? Ihren Dichter umdrängten jubelnd die Entpflichteten, die männlichen, auf ihre Unfruchtbarkeit eiteln Weiber, und die der Puppenstubenpflicht noch nicht Entlaufenen, die als arme Opfer ihre Ketten zur Schau stellten und mit anklagendem Finger die sündigen Männer dem Richter bezeichneten. Wo waren die Mütter des starken Sonnengeschlechtes? Und wo die Väter? Herr Stockmann war noch immer Bürgermeister, Herr Kroll noch immer Rektor; Berniks und Werles leiteten die großen Handelshäuser, Stensgaards und Helmers plaidirten vor Gericht, auf der Kanzel stand im günstigsten Fall ein schwächlicher Wanders und die öffentliche Meinung wurde vom Buchdrucker Askafjen, von Peder Mortensgard und deren Miethlingen morgens und abends ins Haus geliefert. Noch immer auch bildete man, wo eines kräftigen, zu Opfern bereiten Mannes That allein nützen konnte, einen Verein, eine Kommission, einen Bund. Der „große Krumme“, der Ewig-Biegsame hatte das Feld behauptet. Und die revolutionär gestimmte Jugend verschrie den alten Dichter als einen Heuchler, der gern große Worte mache, im Grunde aber ein rechter Philister sei. Das also war der Ertrag eines langen Lebens! . . . Eines Lebens? Ach: der Dichter hatte seine Lehre ja nicht gelebt, hatte sie aus dem Bereich der Vorstellung nicht in den des Willens gerückt. Schon früher hatte er die Landsleute gefragt: „Wo ist unter uns der Mann, der nicht zuweilen einen Gegensatz zwischen Wort und Handlung, zwischen Willen und Aufgabe, zwischen Lehre und Leben in sich gefühlt und erkannt hat?“ Jetzt ließ er Solneß sagen: „Wenn ich zurückblicke: eigentlich habe ich nichts gebaut und auch nichts geopfert, um zum Bauen zu kommen. Das ist der ganze Abschluß.“ Und in dem Gedicht von dem Baumeister, den der Schwindel von der Thurmspitze des selbst gebauten Hauses stürzt, gab er uns die Tragoedie von dem Dichter, der die Höhe der selbst verkündeten Weltanschauung nicht erklimmen kann.

Diesem Werk, das allein schon genügen würde, um zu zeigen, wie thöricht, wie gewissenlos es ist, dem Namen Henriks Ibsen den irgend eines anderen Lebenden als eines Gleichen zu gesellen, folgte das Abendmärchen vom kleinen Eiholf. Flüchtig Hinblickenden mochte es damals scheinen, als wehe vom Eispalast des Magus aus Norden endlich die Friedensfahne, als wolle der einst Unerbittliche kapituliren und die müden Greisenglieder in den modischen Mitleidenskult retten. Wer genauer hinsah und nicht vergaß,

daß Ibsens Lebensläufer nach ihrem Handeln, nicht nach ihrem Sprechen beurtheilt werden müssen, Der merkte bald, daß an eine Kapitulation hier nicht zu denken war. Der Dichter zeigte ein unseliges Paar, dem zu froher, nach keiner Rücksicht fragender Selbstsucht und zu frei gewähltem Dienst der Gattung die Kraft und der feste, an kein altes Empfinden gebundene Glaube fehlt und dem als letzter Trost nichts bleibt als der Versuch, in mitleidigem Dämmern die Gewissensangst einzutwiegen und am Thron des lange vergessenen Gottes wieder um Gnade zu winseln. Das, schien der Schöpfer dieser halbdunklen Welt zu rufen, ist Alles, was Ihr im Willen Morschen, zu fruchtbarem Handeln Untüchtigen noch könnt. Und es war, als hörte man von den Firnen her Zarathustras heiliges Lachen: „Wo geschehen größere Thorheiten als bei den Mitleidigen?“

Dorthinauf ging nun der Weg. Wars nicht Jean Paul, der gesagt hat: „Man klettert den grünen Berg des Lebens hinauf, um oben auf dem Eisberg zu sterben“? So erging es John Gabriel Borkman. Auf einer hohen, ausgeruteten Waldstelle stirbt er, im Schnee, unter einer abgestorbenen Fichte. Auch er war längst abgestorben. Ein Toter bist Du, hatte seine Frau ihm gesagt, liege ruhig in Deinem Grabe und laß Dir nichts mehr vom Leben träumen. Und diese Frau, die ihn, so hart und herzlos sie scheint, am Meisten liebt und am Besten kennt, weiß auch gleich, woran er starb: „Er vertrug die frische Luft nicht!“ Ein Bergmannssohn, den der Vater oft mit in die Grube nahm, wo das Erz vor Freude singt, wenn es die Hammerschläge der Häuer befreien. Unter Tag erwacht seine Phantasie zu fieberhaft nächtigem Leben. Wer das Erz in Massen hinauffördern, es den Menschen dienstbar machen, durch große Unternehmungen weithin Wohlstand schaffen könnte! Das wäre das Reich, die Macht und die Herrlichkeit. Ein Imperatorentraum, der Traum eines in die Welt der Großindustrie hineingeborenen Bonaparte. Doch ein Bonaparte, den man in seiner ersten Schlacht zum Krüppel geschossen hätte, wäre nie der Weltherrscher Napoleon geworden. Das war John Gabriels tragikomisches Loos. Dieser Vessops, in dem ein Tyrifer schläft, lebt in einer Welt, wo nicht der Wille, wo die Vorstellung regirt. In seiner Vision wähnt er sich einen Menschenbeglucker, dem der erhabene Zweck jedes Mittel heiligen müsse, und im Grunde sucht er doch nichts als Macht, als Herrschaft, als Stillung ehrgeiziger Lust. Zweimal naht ihm der Versuchter, zweimal erliegt der ins Ungemeine strebende Phantast der Lockung. Er läßt das Mädchen, das ihm lieb ist, weil es von einem Anderen begehrt wird, der dem Kletternden Stab und Stütze sein kann.

Umsonst: die Verlassene weigert dem Werber ihre Hand und der Verschmähte wittert hinter den Weigerungen den früheren Freund, dem er dafür Rache schwört. Und als John Gabriel an der Spitze der großen, von ihm gegründeten Bank steht, als er das Land mit Fabriken besäet, die „Leben heischenden Werthe“ erlösen, goldene Schätze ernten will und ihm zum Düngen die Mittel fehlen, da greift er nach den ihm anvertrauten Depots. Warum nicht? Er wird, muß ja siegen; in acht Wochen, acht Tagen vielleicht ist der Betrag wieder gedeckt und kein Mensch erfährt von der Sache. Abermals umsonst: die Behörden räumen einem Industriekapitän nicht das Herrenrecht ein, das sie an Königen und Kaisern in der Geschichte bewundern, und John Gabriel, den man gestern noch wie einen Monarchen ehrte, wird wie ein gemeiner Gauner ins Zuchthaus gesperrt... In der Zelle und später, als er, ein einsamer, gemiedener Mann, in einem verblühten Prunksaal das visionäre Traumleben fortführt, nimmt er seinen Prozeß wieder auf. Er that, was er thun durfte, mußte, was dem Gemeinwohl dienen sollte: er spricht sich frei. Doch nicht ganz. Mit neuem Auge blickt er auf die alte Handlung zurück und findet, nur gegen Einen habe er sich vergangen: gegen sich selbst. Er durfte sich von Unbill und Schande nicht beugen lassen, mußte, sobald er die Kerkermauer hinter sich hatte, hinaus in die Wirklichkeit, ins sprossende, wimmelnde Leben, wo es für einen Starken immer genug zu schaffen giebt. Der Arme, von Illusionen Genarrte! Er kann die frische Luft ja nicht vertragen. So lange er im Reich seiner Vorstellung lebt, sich im fahlen Prunksaal die danse macabre vorspielen läßt und einen Menschen hat, der an ihn zu glauben scheint: so lange kann er sich für ein Opfer neidischer Philisternmoral halten, die dem Genie immer Fallstricke legt, kann er, der nur in Gefühlen und Visionen schwelgt, sich einen nüchternen Rechner nennen und auf eine „Stunde der Genugthuung“ hoffen, die ihm neuen Glanz, neue Ehre bringen wird. In der rauhen Wirklichkeit welkt die im Treibhaus des Wahnes bei künstlicher Hitze hochgezärtelte Blütenpracht bald. John Gabriel wollte nie die Wirklichkeit sehen; und als er zum ersten Mal aus seiner Stubenluft wieder ins Freie tritt, umkrallt ihn im verschneiten Hochwald die kalte Erzhand des Todes. Reck und selbstbewußt war er den grünen Berg des Lebens hinaufgeklettert und mußte auf einem Eisberg nun sterben.

Ein Uebermensch? Nein: ein in den Selbsttäuschungen und Lebenslügen der unternehmenden Bourgeoisie erwachsener Phantast, in dem die Vorstellung hemmunglos schaltet und der zu keiner starken, fruchtbaren That die Willenskraft hat, auch zum Verbrechen nicht, das er scheu nur, mit



schwindligem Gewissen, begehen kann. Und um ihn lauter alte, abgestorbene Menschen voll gespenstischer Wahngebilde. Zwei Frauen. Die eine lebt dem Phantom einer Ehre, die man nicht selbst sich geben, die man nur von der richtenden Gesellschaft empfangen kann; die andere dem Phantom einer Liebe, der man Alles, Streben, Schaffenslust, Drang nach Erkenntniß, opfern muß und die über Leben und Sterben entscheidet; wenn für kurze Sekunden die Rebel des Wahnes zerflattern, sieht man, daß Beide nur einen Stützpunkt suchen, ein Wesen, das ihnen allein gehört, ihrer inneren Leere den Trost einer Glücksvorstellung giebt. Diesen grauen Schwestern gesellt sich ein altes Kind, ein Kanzleischreiber, der sich im Leben nicht zurechtfinden kann und sich von Borkman ausplündern und mißhandeln läßt, weil der Depotdieb ihn in seinem Dichtewahn bestärkt. Lauter verpfushtes Volk, das nicht zu behaglicher Ruhe kommt, weil es zwischen Verlangen und Kraft die Kluft nicht ausfüllen kann. Borkmans Sohn, des Kanzlisten Tochter und Frau Wilton können es; sie fragen nach keines Anderen Wohl oder Weh, fragen, ohne Träumerei und Gefühlsüberschwang, nur nach dem eigenen Vortheil, gehen frisch und frech auf ihr Ziel los und werdens erreichen, — mag auch der weich gepolsterte Schlitten, in dem sie sitzen, Den oder Jenen aus der Verwandtschaft überfahren. Nur solche Sicherheit, die nichts von dem Kampf zweier Seelen in einer Brust weiß, erhascht auf der wilden Lebensjagd das Glück. Schon zum Pfarrer Kosmer ließ Ibsen dessen Lehrer Brendel, einen nicht mehr zahlungsfähigen Idealisten, sprechen: „Veder Mortensgord will niemals mehr, als er kann. Veder Mortensgord ist im Stande, das Leben ohne Ideale zu leben. Und Das ist das große Geheimniß des Handelns und des Siegens. Das ist die Summe aller Weisheit dieser Welt. Basta!“

... Der Baumeister Solneß war Versucher und Versuchtet zugleich. Er hatte einem kleinen Mädchen ein Märchenkönigreich versprochen, hatte mit der Verheißung eines Wunderbaren die zur Weibheit erwachende Phantasie verführt und mußte, als die Jungfrau Erfüllung forderte, sich zur Leistung unfähig erklären. Darin gleicht ihm — und nicht darin allein — der Bildhauer Rubek, der arme Held in Ibsens neuem Drama „Wenn wir Toten erwachen“. Auch er hat, zwei Frauen sogar, versprochen, sie, wie Satanas einst den Jüngling aus Galiläa, auf einen hohen Berg zu führen und ihnen alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen; und auch er konnte sein Wort nicht halten, weil er im Höhenklima nicht zu athmen vermag. Er erklimmt die Höhe, aber er stirbt an der Mähe des steilen Weges, wie Solneß, wie Borkman und Brand. Alle rafft der Tod von der Höhe, die ihr Vorstellungser-

mögen erreichen, auf der ihr Wille sich nicht behaupten kann. Immer, mit Greisenjähigkeit, kehrt der Dichter zu diesem Symbol zurück. Denkt er an den Glasiswall, auf dem, nach der nordgermanischen Sage, Brünnhilde schläft, an den Glasberg der Mythen, wo, wie auf dem güldenen Berg der uralten Fabel, den Toten sich paradiesische Seligkeit erschließt? Vielleicht. Diesmal wenigstens sagt er ganz deutlich, daß sein Berg aus einem Totenlande zum Himmel aufragt.

Ein Totenland. Nicht Boecklins Insel, deren ruhige Majestät Riesenpinien beschatten, um deren starre Felswand ein Hauch frommer Heldenschönheit weht und deren Ferge die Leblosen so liebreich, mit sanftem Ruder Schlag, zur letzten Stätte geleitet. Ein Land unruhvoller Schattengeschäftigkeit, ein Land ohne einheitliche Kultur, wo die Leute leere Worte in die früh sinkende Nacht hineinlüstern. Hier ist Kubel erwachsen, hier hater, als Bildhauer, die Schönheit gesucht, leidenschaftlich, fast schon verzweifelnd, wie ein Fiebernder den beschwichtigenden Trank, ein Verdammter das entschwendene Eden sucht. Endlich fand er sie. Aus dem harten Stein wollte er ein junges Weib gestalten, eine Erwachende, vom Tod Auferstehende, in deren Antlitz und Haltung ein neues Geschlecht das Ideal neuer, vergeistigter Griechenschönheit erblicken sollte. Er trug das Ideal in sich; aber, so jung er war: das Vertrauen fehlte, es selbst zu gestalten, aus eigener Kraft. Da traf er eine Jungfrau, die aus dem Hellenenland gen Norden gesandt schien, vom Scheitel zur Sohle ein Wundergeschöpf aphrodisischer Wonne. Sie heißt Irene; und wie Eirene, die römische Pax, wird sie ihm zum wandelnden Sinnbild beglückenden Friedens. Der Werber wird erhört: das Mädchen läßt Familie und Heimath und folgt dem Künstler, dem Mann. Eigentlich wohl nur dem Mann; den Künstler nimmt sie nur so mit in den Kauf. Ihr ist's natürlichste Pflicht, ihm auch mit ihrem Leibe zu dienen, hüllenlos ihm zu geben, was er zu seinem Werke brauchen kann. Er hängt ja so sehr an diesem Werke, erwartet so viel davon; gut also, daß sie ihm als Modell dabei zu helfen vermag. Doch nicht minder natürlich dünkt es sie, daß sie nach der Arbeit in seinem Arm ruhen wird. Wie hätte er sonst um sie geworben, hätte er ihr versprochen, sie auf einen hohen Berg zu führen und ihr alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen? Alle Herrlichkeiten der Welt sieht ein schwärmendes Mädchen nur in erwideter Liebe. Sie gab ihm den Leib, den nur Einer sehen darf: im Kuß wird er das frohe Opfer belohnen. Sie wartet, in zitternder, hoffender Angst. Ihm aber zuckt kaum die Wimper; er sieht nicht das Weib, sieht nur das Modell, denkt nicht an verliebtes Getändel, sondern nur an das Werk, das ihm Ruhm

bringen soll. Er will zeigen, wie das Weib, das der Natur näher ist als der von Berufssorgen, von der Staatsbürgerlichkeit verkünstelte Mann, sich aus den Banden gespenstischer Wahnvorstellungen löst und zu freiem persönlichen Leben erwacht, wie es aus einer Gehilfin und Gebärerin ein Mensch, ein selbst sein Geschick bestimmender, wird. Was in Herz und Sinn des Modells vorgeht, kümmert ihn nicht; ihm liegt nur an der mimischen Spiegelung der Gefühle, denen er den Ausdruck sucht; und wenn er begeistert von den Herrlichkeiten der Welt spricht, thut ers, um für den kalten Stein einen heißen Strahl brünstigen Glückes zu haschen. So würde ein Dichter thun, der seinem Ideal den Körper sucht und nicht danach fragt, was aus Denen wird, die dieses Ideal nun auch leben wollen. Irene wird des Wartens müde. Sie hat vor diesem Manne gekniet, hat ihn angebetet wie einen Gott, — und er ist nur ein Künstler, der seiner Phantasie Stützpunkte finden will; er prüft, mißt, vergleicht und schürt die Gluth, die nicht in seliger Umarmung gefänstigt werden, die nur sein verglimmendes Schöpferfeuer aufs Neue anfachen soll. Die an ihrer Jungfräulichkeit Leidende lernt das Werk hassen, das ihr den Mann stiehlt. Und als es vollendet steht und Rubel ihr für die glückliche „Episode“ dankt, die ihre Hilfe ihm erleben ließ, trennt sie ihr Schicksal von dem seinen. Stunden, Tage lang stand sie nackt vor dem Mann, dem sie freudig Alles gab, was ein junges Weib geben kann, — und ihm war sie nur eine schöne Episode, ein stimulirendes Mittel. Sie verschwindet. Und Rubel bleibt allein.

Er ist nicht mehr gewöhnt, allein zu sein. Des Mädchens Verlangen hatte er gefühlt; aber da war ihm seine Griechin wie der Versucher erschienen, der den zu unerstiegenen Höhen empor Strebenden in dumpfe Niederung ziehen will. Was sollte ihm ein Weib oder gar ein Kind, wie Irene es wünschte? Hätte er in der seligsten Stunde anderer Väter nicht mit Buddha sprechen müssen: „Ein Kind ist mir geboren, eine Fessel ist mir geschmiedet“? Er wollte sein Werk; und die Schöpferwehen durfte keine Regung gemeiner Brunst entweichen. Nun ist das Werk vollendet; wo aber blieb das Ideal? Es scheint mit Irene entflohen. Das Ideal! Giebt es überhaupt ein Ideal, das Allen ein Vorbild, ein Leuchtfeuer in sternloser Nacht sein kann? So wenig wie eine Wahrheit, die Allen wahr ist. Der Bildner sah auf sein Werk und fand es klein, vielleicht auch unmodern. Ein reines Mädchen, das nichts erlebt, nichts erlitten hat, sollte einer Menschheit den Auferstehungstag bedeuten? Eine fast kindliche Vorstellung. Rubel war in die Jahre gekommen, wo man die Ideale in den Silberschrank sperrt, weil sie für den Alltag

doch nicht zu brauchen sind. Schmählich verthaner Aufwand schien es ihm jetzt, den Menschen zu sagen, wie sie sein sollen; viel besser, viel weltklüger ist, ihnen zu zeigen, wie sie sind. Der vom Glauben Verlassene machte sich an die Arbeit. Der Sockel wurde breiter; er sollte die berstende Erdrinde darstellen, aus deren Furchen eine wimmelnde Menschheit ans Licht drängt, eine Menschheit, unter deren Kulturfirnif der scharfer Blickende bald die Thierfragen erkennt. Die Statue des jungen Weibes wurde in den Hintergrund geschoben, ihr sieghaftes Lächeln in wehe Resignation umgewandelt. Und vorn, an einer Quelle, deren Gerinn ihm die Hand kühlen und reinigen soll, sitzt der Bildner selbst, ein Verzweifelter, dem der feste Glaube an das entflozene Ideal nie wiederkehrt. Das ist nun Rubels Auferstehungstag. So sieht der Mann, der ein spiritualisirtes Hellenenthum träumte, jetzt das Leben und Streben der Menschheit.

Die Gruppe gefällt und bringt ihrem Schöpfer den Weltruhm. Auch das Glück? . . . Wer so den Auferstehungstag sieht, kann nicht glücklich sein.

Rubel hatte in seiner glorreichen Einsamkeit gefroren. Seine aesthetische Weltbetrachtung hat ihm mählich den Willen, die Kraft zu derbem Genießen und frischem Wagen, gelähmt. Nun sehnt er sich nach Schönheit; ist sie nicht nach dem Wort des feinen Artisten Stendhal une promesse de bonheur? Bei armen Leuten beschwagt er ein blutjunges, munteres Mädel, verspricht ihm, wie der Ersten, alle Herrlichkeiten der Welt, und trägt es heim in den glühenden Käfig. Denn jetzt ist er reich, Männlein und Weiblein wollen von ihm modellirt sein und er kann einer Frau etwas bieten. Seiner Frau aber genügt auf die Dauer das Gebotene nicht. Sie heißt Maja, wie die römische Isis und die verschleierte Truggöttin der Inder; und von Beiden hat ihre Weiblichkeit geerbt. Sie möchte Mutter sein, Kinder und einen Mann für sich allein haben und muß unter Qualen merken, daß in dem Künstler des Mannes zu wenig ist. Sie lebt nur in Sansara, dem Lande des Scheins und des Verlangens, und sieht sich einem vom Erkenntnißdrang Beherrschten gesellt, den der Schleier der Maja nicht mehr täuscht. Auch Rubel findet in der Ehe nicht das erhoffte Spätsommerglück; neben dieser Frau mit ihren animalisch gesunden Trieben wachsen ihm keine neuen Schwingen. In der Gemeinschaft mit ihr konnte er die alte Gruppe, das Steinbild des Erdenjammers, vollenden; zu neuem Schöpfermuth kann sie ihn nicht beflügeln. Beiden blieb der Bund fruchtlos. So thun sie denn, was Eheleute, wenn sie sich langweilen, immer thun: sie gehen auf die Reise.

Doch in der Heimath wird Rubels Sinn nur noch düsterer. Hier

schritt er göttlich einft einher; hier schwirrt er nun, wie ein Raubvogel im Käfig, von Winkel zu Winkel. Keine Stimmung zur Arbeit. Seit die Menge in feiner großen Gruppe lauter Dinge gefehen hat, die er gar nicht hineinlegen wollte, feinen wirklichen Gedanken aber nicht begriff, mag er überhaupt nicht mehr arbeiten; wozu, für fo groben, anmaßenden Mißverftand? Sein einziges Vergnügen ift jetzt, diefe hochwohllobliche „ganze Welt“ zu foppen. Die Leute wollen Portraitbüften? Gut: die follen fie haben und gar nicht merken, wie ähnlich fie da den uns vertrauteften Thiertypen find. Pferde, Efel, Ochfen, Hunde und Schweine; ein Biſchen entwickelt durch Selektion und im Menſchenreich akklimatiſirt, aber eben auch nur ein Biſchen. Und dieſe „hinterliftigen Kunſtwerke“ werden mit Gold aufgewogen! Rubel freut ſich darüber wie ein mittelalterlicher Mönch, der eine ſteinerne Zote in eine Domecke geſchmuggelt hat. Sonſt aber iſt er trüb, ſchläft ſchlecht und ſehnt doch die Nacht herbei, weil die Tage ſo lang und ſo leer ſind. Und in einer ſchlafloſen Nacht erſcheint ihm zum erſten Male wieder das Ideal ſeiner Jugend; und bald tritt es ihm auch im hellen Licht des Tages entgegen.

Es ſieht anders aus als in der fröhlich-ſeligen Auferſtehungzeit, muß anders ausſehen, weil ſich des Betrachters Auge gewandelt hat. In der Welt ängſtlicher Gewiſſensbedenken wirkt unbedacht verlangende Heiſenſchönheit wie eine Ausgeburt entarteter Phantaſie. Und Irene tritt in eine Krankenwelt, unter matte, gebrochene Menſchen, die ſich vom Badearzt auſſlicken laſſen wollen. Wie würde es Aphrodite ergehen, wenn ſie aus ihrem heiteren Tempel in ein chriſtliches Hoſpiz für ſeeliſch und leiblich Verkrüppelte gerieth? Sie würde für toll gehalten, für eine von allen guten Geiſtern der Scham und Sitte verlaſſene Neze, die man knebeln muß und, wenn ſie gebändig iſt, nur unter Bewachung ausgehen laſſen darf, weil ſie ſonſt Unheil anrichten könnte. So ward auch an Irene gethan. Das arme Ideal iſt ſchändlich mißhandelt worden. Auf ſchmierige Bretterbühnen wurde es geſchleift und mußte als „lebendes Bild“ die gemeine Banauſengier des gaſſenden Pöbels figeln; von Männern, die nicht heiligende Berührung der Schönheit, ſondern nur Brunſtſtillung ſuchten, ſollte es ſich auf unſauberer Kiſſen umklammern laſſen; und endlich kamen die Frommen, machten der Unzucht ein Ende und ſtellten, nach gründlicher psychiatriſcher Behandlung, die zerſtaute Schönheit unter die Obhut einer Diaconiſſin, die ſie nicht aus den Augen laſſen darf. Solches Erleben hinterläßt ſeine Spur. Noch immer iſt Irene ein Wille, aber einer, der ſich der Herrſchaft des Intellektes völlig entzogen hat und nun blind, einer ungeſtüm

zerstörenden Naturkraft gleich, Alles, was ihn auf seinem triebhaft gewählten Weg hemmen könnte, zu vernichten strebt. Es ist die *mania sine delirio*, von der Schopenhauer, Ibsens Lehrmeister, sagt: „Der so losgelassene Wille gleicht dann dem Strom, der den Damm durchbrochen, dem Roß, das den Reiter abgeworfen hat, der Uhr, aus der die hemmenden Schrauben herausgenommen sind.“ Um konventionelle Beziehungen hat Irene sich auch früher nicht gekümmert, so wenig wie Hilde Wangel und der fischhägige Besucher der Frau vom Meere, und es ist nur natürlich, das Rubels Ehe für sie nicht besteht. Jetzt aber ist ihr jede reflektive Erkenntniß geschwunden und nur die intuitive geblieben. Sie kann, was sie sieht, begreifen; Vergangenes aber und Zukünftiges umschleiert ihr dichter Nebel. Sie säßt sich erniedert durch den Kuß schmayender Lippen, dem sie sich doch entrang. Die Statue, zu der sie den Leib lieh, wird ihr zu einem Kind, das sie Rubel gebar und das der unzüchtige Vater nun grausam verunstaltet hat. Sie glaubt, dieses Kind immer geliebt und nur den Künstler gehaßt zu haben, der nicht Vater sein wollte. Jedes ihr unhold klingende Wort will sie mit einem Stich ihres dünnen Messerchens strafen. Sie, sie ganz allein hat für das Marmorbild Alles gethan, ihm Leib und Seele geopfert, und weil er sie von sich ließ, kann dem Bildhauer nie mehr ein großes Werk gelingen. Und so mächtig ist die suggestive Kraft solcher Willenshysterie, daß Rubel wirklich glaubt, der Jugendgehilfin danke er Alles und ohne sie sei er zu friedloser, freudloser Stümperschwäche verdammt.

Und ist es im Grunde nicht so? Kann Einem, der den eigensinnigen Glauben an sein Ideal, an die Bedeutung seiner Aufgabe verlor und der nur die Thierheit satirisch nachbilden mag, noch Großes gelingen?

Rubel möchte die Wiedergefundene halten. Frau Maja würde sich nicht lange bitten lassen. Sie hat den Aestheten gründlich satt, der sie von oben herab behandelt und ihr jeden Tag sagt, daß sie nicht zu ihm passe. Früher hat er ihr von seinen Menschenbefreierplänen erzählt; nun möchte sie auch frei sein, frei wie ein Vogel, frei wie Nora, der gepeinigten Singvogel, der aus dem Bauer schlüpft. Und außerdem: unter die Kranken ist ein Scheingefunder getreten, ein derber Jäger und Kraftrenommist, der im Essen und Trinken Uebermenschliches leistet und allerliebste sentimental wird, wenn er erzählt, wie eine kleine Kröte ihm Hörner aufgesetzt hat. Dabei giebt er sich für einen großen Schürzenvauer aus und macht der in einer schlechten Ehe Entpflichteten ganz frech den Hof. In dem Kerl steckt Willenskraft; er ist kein nervöser Künstler; mit dem muß sichs leben lassen. Ist Frau Fauna

nicht eine Waise der römischen Maja? Frau Fauna sehnt sich nach ihrem Faun. Und als er mit verheißendem Grinsen winkt, klettert sie mit ihm in die Berge. Der Herr Gemahl hat nichts dagegen.

Oben, bei einem Hochgebirgsanatorium, wo die Siechen sich reine Luft in die Lungen pumpen, treffen sich die beiden Paare. Der Ehering springt entzwei und die Freude ist groß, daß man sich nun wieder frei regen kann. Maja läuft zu ihrem Varentöter. Und Rubel will, statt sich noch länger in einer nasskalten Höhle mit Thonklumpen und Steinblöcken zu plagen, sein Leben künftig zu einem schönen, sonnenhaften Kunstwerk gestalten. Er will; aber sein Wille ist flügelahm und er bleibt immer nur seines Glückes Dichter; er kann es träumen, nicht schaffen. Dichter: so nennt ihn Irene und legt in das Wort die selbe Verachtung, mit der Borkman von des alten Kanzleisinnirers Dichtergeschwäg sprach. Der Dichter entmannte sich selbst; wehe dem Weib, das Leib und Gluth einem Dichter gab und nicht tausendmal lieber einem tüchtigen Mann gesunde Kinder gebar! Was kann solchem Weib das verlorene Leben noch bieten? Nicht mehr als flüchtigen Rausch, wie die Braut von Korinth ihn in der Kammer des Liebsten fand. Der alte Dichter kann mit seinem Ideal spielen, kann sich ihm in klarer Sommernacht auf einem Hochwaldgipfel symbolisch vermählen, aber zu befreiender, beglückender That rüstet sich nimmer sein Wille. Eine steinerne Auferstehung konnte er wirken, am Nächsten und an sich selbst gelingt ihm das Wunder der Auferstehung nicht. Er hat sein Leben verscherzt, sein Glück seiner Aufgabe, die Willenskraft dem Erkenntnistrieb geopfert. Und auch die stolze Verkörperung seiner verwegesten Wünsche ist nun zerbrochen, müd und müde von der Wanderung durch eine feindliche Welt; hinter ihr schleicht unhörbar die Diakonissin mit dem stechenden Blick, die ihr schon das Wort und den Begriff Sünde angewöhnt hat und ins hellste Sonnenlicht einen schwarzen Schatten wirft. Irene mag den Freund höher und höher locken: auf der Spitze des grünen Berges erstarrt ihr Fuß in körnigem Eis und nicht der Mann, nicht die Frau hat noch den heißen Athem, der den Gletschernernebel erwärmen könnte. Frau Maja findet mit ihrem Jägermann vom Fels zur rechten Zeit den rettenden Pfad in das Thal. Das verfliegene Paar aber reißt eine Lawine von der Höhe, auf der es sich nicht halten konnte, und begräbt die Toten, die noch einmal erwachen wollten, im Schnee. Die von der Wächterpflicht befreite Diakonissin kreuzigt sich und ruft ihnen nach: Pax vobiscum!

Eine Lawine hatte auch Brand von der Höhe geweht und über sein Grab hin hatte die Stimme das deus caritatis gehalten. „Brand ist miß-

deutet worden“, hat Ibsen damals gesagt; „es war nur Zufall, daß ich das Problem ins Religiöse verlegte. Ich könnte den ganzen Syllogismus eben so gut über einen Bildhauer oder Politiker machen wie über einen Priester.“ Das Werk, das er jetzt, dreißig Jahre später, schuf, nennt er einen dramatischen Epilog. Der Name deutet schon an, daß wir nicht einfache, sinnlich wahrnehmbare Menschengestalten erwarten und uns nicht wundern dürfen, wenn wir ins Eisland der Abstraktionen gelangen. Wir werden auf die, nach Schopenhauers Aesthetik, höchste und schwierigste Stufe des Tragischen geführt, von der aus wir das schwere Leiden, die Noth des Lebens erkennen sollen; „wir werden tief erschüttert und die Abwendung des Willens vom Leben wird in uns angeregt, entweder direkt oder als mitklingender harmonischer Ton.“ Der Dichter nimmt sein altes Thema wieder auf und schreibt als ein Siebenzigjähriger seinem Werk die abstrahirende Nachrede. Sie ist nicht leicht zu enträthseln, nicht leichter als Goethes zweites Faustgedicht, und der Hörer muß das Ohr spitzen, um diesem „Dialog zweiten Grades“, wie Maeterlinck Ibsens Greifensprache genannt hat, über Klüfte und Schleichwege folgen zu können. Durch den Nebel aber klingt Dem, der sein hören kann, ganz deutlich Brendels, des bankerotten Idealisten, Stimme: Wenn Ihr glücklich sein wollt, glücklich im Sinn der Scheinwelt der alten Frau Raja, dann müßt Ihr das Leben ohne Ideale leben und nie mehr wollen, als Ihr könnt. Das ist das große Geheimniß des Handelns und Siegens. Strebt Ihr aber hinauf zu den Berggipfeln, wo der Versucher umgeht, dann waffnet Euch früh mit einem Willen, dem das Höhenklima nichts anhaben kann, und merkt es Euch: Velle non discitur! Kein schlimmeres Loos als des Menschen, der sich auf der Höhe seiner Weltanschauung nicht zu halten vermag. . . . Kein schlimmeres Loos? Ist der Bärenjäger mit seiner Raja, sind Männchen und Weibchen wirklich so sehr zu beneiden? Ist ein hoch oben verlebter Augenblick nicht mehr werth als das Alltagsleben im Thal? Der Gott der Starken ist barmherzig. Er öffnet dem in des Strebens schwerster Mühe Gefallenen weit die Thore des Vaterhauses und zürnt Denen nicht, die alle Herrlichkeiten der Welt sehen wollten. Wer weiß? Eines hellen Morgens sendet er wieder Einen, der seine Lehre lebt, die Wilde Jagd der Gespenster verschreckt und aus ihren modisch ausgestatteten Gräbern eine schlummernde Menschheit zu neuem Leben erweckt.





## Sear-Patriotismus.

Das höchste Ziel, welches das deutsche Volk erstrebt, ist das der Ehre.

Paul de Lagarde.

Paul de Lagarde warnt in einer seiner schönen Deutschen Schriften vor einem Sear-Patriotismus, den Regan und Goneril bereit halten, den Cordelia verweigert. Daran erinnerte mich neulich ein in der münchener „Jugend“ erschienener Aufsatz des Herrn Hirth, in dem die sogenannten Frauenrechtlerinnen angerufen werden, sich zunächst einmal als Patriotinnen zu erweisen. Dieser Appell an die Vaterlandsliebe, von dieser Seite und an diese Adresse gerichtet, befremdete mich. Erstens dünkte es mich wahrscheinlich, daß die angerufenen Frauen das Vaterland im Grunde mindestens so lieb haben wie Herr Hirth, aus der naheliegenden Erwägung heraus, daß den Frauen die Liebe für die Heimath und für die heimische Art, also auch für das Vaterland, noch naturgemäßer ist als den ins Weite strebenden Männern. Und Zweitens: eines Redakteurs Beruf bringt es mit sich, dem Vaterland demonstrativ, mit vielen und lauten Worten, zu dienen, sofern er ihm überhaupt dient; das Selbe kann er aber nicht von irgend welchen Frauen verlangen, sie seien denn zufällig Redaktrizen.

Was meint und wünscht er also? Daß die Frauen, die er anspricht, sich mit Aufbesserung der Gehälter der Konfektionarbeiterinnen, mit Rechtsschutz für die Frauen, Bekämpfung der Prostitution und der Trunksucht, Erweiterung der Frauenberufssphäre u. s. w. beschäftigen, kann doch wohl an ihrer Vaterlandsliebe nicht irre machen. So weit diese Bestrebungen von Ernst und Liebe erfüllt sind, tragen sie an sich das Gepräge deutschen Wesens; außerdem sind sie praktisch auf eine Hebung der kümmerlichen Lage deutscher Landesfinder gerichtet, dienen also dem Vaterland und der Nation direkt.

Was meint denn nun der Wahner?

Erscheint es ihm vielleicht unpatriotisch, daß jene Frauen internationale Kongresse besuchen und einberufen? Dann träfe Aerzte, Naturforscher und andere Gelehrte und auch die Besucher und Beschicker von Weltausstellungen der selbe Vorwurf. Das wäre ungefähr, wie wenn ein Weisheitslehrer forderte, Niemand dürfe sich im Schaffen und Genießen Anderen zugesellen, denn ein Jeder schulde seiner Individualität, durchaus für sich allein zu bleiben.

Nicht Das ist Bewahrung der Eigenart, daß man sich von allen fremden Einflüssen hochmüthig oder ängstlich absperrt. Nicht Das ist nationale Gesinnung, daß man, wie Engländer thun, über die eigenen Landesgrenzen hinaus nicht sieht und nicht sehen will.

Ober meint Herr Hirth, jene Frauen sollten, wenn sie einmal sich um öffentliche Angelegenheiten öffentlich kümmern, lieber national-politische Inter-

essen wählen? Das hieße, einem Menschen, der sich noch mit dem Erlernen von Lesen und Schreiben abquält, anempfehlen, doch lieber Epen und Dramen zu verfassen. Denn um politische Aufgaben in Angriff zu nehmen: dazu gehört doch wohl vor allen Dingen Schulung und einige Reife auf diesem Gebiet. Es soll an solcher vielen Männern fehlen; den Frauen fehlt sie vorzüglich, wie ich vermüthe, ausnahmslos. Woher sollten sie auch diese Schulung und Reife haben?

Also kann ich diesem münchener Mahnruf kein Verständniß abgewinnen. Dagegen lenkte er meine Aufmerksamkeit einmal wieder auf eine Erscheinung unseres sogenannten deutschnationalen Lebens, die mir immer recht undeutsch erschienen ist: ich meine die Züchtung eines künstlichen Patriotismus, des Bierleben- und Hurrah-Patriotismus, der gedankenlos nachgeplapperten tönenden Phrase. Und vor diesem Phrasenthum, diesem Schweigen in schönen Worten, diesem Kannegießern über Angelegenheiten, die weder begriffen noch durchdacht worden sind: vor dieser Gefahr gerade kann man die langsam zur Theilnahme am öffentlichen Leben heranwachsenden Frauen unserer Zeit gar nicht inständig genug warnen.

Das Ersticken im Phrasenthum ist der Tod einer lebensvoll erwachten Bewegung, sei sie patriotisch oder religiös oder sonst Etwas. Wollte man verlangen und könnte man erreichen, daß Keiner Urtheile Anderer gedankenlos wiederholte, daß Keiner Behauptungen ausspricht, die er nicht klar begründen kann, so würde eine wunderliche Schweigsamkeit entstehen, — was gar kein Schade wäre. Im Schweigen hört sichs fein!

Doch da die Menschen, wie sie einmal sind — und die liebenswürdigsten ganz besonders — nicht auf Grund logischen Denkens urtheilen, sondern aus Impulsen, Empfindungen, Leidenschaften heraus, so muß man Das schon gelten lassen. Urtheilt ins Blaue hinein, wo tiefes und starkes Empfinden Euch treibt, aber nur nicht aus dem Blauen heraus! Schwazt nicht, um auch eine Meinung zu bekunden, die Meinungsäußerungen Anderer nach! Wenn Ihr aber durchaus nicht anders könnt, als Eure Empfindung und Eure Leidenschaft in Formen zu gießen, die Euch irgend ein Formenanstifter geliefert hat, so begehrt Euch wenigstens des Wahnes, Das sei Patriotismus.

Es ist mit der Vaterlandsliebe wie mit der Menschenliebe und der Liebe in hohem Sinne überhaupt: sie muß empfunden und bethätigt werden, nicht in Tiraden vergeudet. Und das apostolische Wort „Die Liebe blähet sich nicht“ gilt auch von der Vaterlandsliebe.

Ich glaube, daß ein Mensch ganz ohne Vaterlandsliebe und Nationalgefühl etwas so Anormales, Krüppelhaftes und, zum Glück, Seltenes ist wie ein Mensch ganz ohne Egoismus und ohne Selbstgefühl. Auf einen gesunden Egoismus ist des Menschen Dasein gegründet, aber fast eben so auch auf

Liebe zu seiner Art, seiner Heimath. Diese natürliche Liebe zu Art und Heimath kann zur großen Vaterlandsliebe heranwachsen und kann auch verkümmern. Beides hängt wenig, sehr wenig von Erziehung und Belehrung ab, aber viel von günstigen oder ungünstigen Verhältnissen des Vaterlandes für die betreffenden Landeskinde, viel auch von ihrer Charakteranlage und Gemüthsart. Es giebt pietätvolle, fromme Kinder, die ihre Eltern auch dann lieben, wenn die Eltern so geartet sind, daß sie die Kinder schädigen, statt sie zu fördern. Es giebt solche Kinder, aber das Selbstverständliche sind sie doch nicht.

Eben so ist mit dem Vaterland. Menschen, die es im Vaterlande bei schwerer, geisttönder Arbeit, tagaus, tagein, doch nicht einmal zu einem auch nur erträglichen Dasein bringen können, haben keine Ursache, ihr Vaterland zu lieben. Ich sehe nicht ein, wie eine Frau, die vom Morgen bis gegen Mitternacht, über die Maschine gebückt, Hemden näht und für diese Sklavenarbeit einen Lohn erhält, der so gering ist, daß er für die allernothwendigsten Bedürfnisse nicht ausreicht, dazu kommen sollte, Liebe für ein Vaterland zu empfinden, das ihr nichts Besseres bietet als diese Existenz. Und ich glaube deshalb, daß Jeder, Mann oder Frau, dem Vaterland wirklich dient, der es sich zur Aufgabe macht, die Lage dieser Stiefkinder der Nation zu verbessern. Nur bei einem Volk, bei dem noch Alle eine menschenwürdige Existenz führen, ist es möglich, daß Alle ihr Land lieben, wie einstmals die Schweizer, wie heute die Buren.

Unsere Kultur mit ihren Fabriken und Großstädten, die ein Fünfstel des Volkes auf Kosten von vier anderen Fünfsteln erhebt, schließt eine das ganze Volk umfassende Vaterlandsliebe einfach aus. Staatsfeinde, Anarchisten, Auswanderer sind das nothwendige Ergebnis dieser furchtbar einseitigen Kultur.

Freilich ist damit in Frankreich und England wie bei uns, in England sogar noch weit schlimmer. Trotzdem ist in England und in Frankreich weit mehr Nationalgefühl zu Hause als in Deutschland.

„Der Mangel an Nationalfinn ist ein Fehler der Deutschen und der Deutsche muß dazu erzogen werden“, sagen die Männer von der sogenannten „Deutschbewegung“. Wenn der Mangel an Nationalgefühl wirklich eine Charaktereigenthümlichkeit der Deutschen wäre, so wäre es ganz verkehrt und ganz vergebens, sie zu bekämpfen. Denn jedes Wesen ist in dem Maße vollkommen, wie es seine von der Natur empfangene Eigenart zum Ausdruck bringt. Aber Mangel an Heimathliebe und an Stammesbewußtsein ist gar kein deutscher Charakterzug. Der Preuze liebt sein Preußen, der Bayer sein Bayern, der Schwabe sein Schwaben u. s. w. Er fühlt sich ganz natürlich als Preußen, als Bayer, als Schwaben. Niemand braucht ihm Das zu predigen. Mit der Geschichte seines Landes ist die Liebe zu ihm und das Stammesgefühl langsam, still, sich selbst überlassen, geworden und gereift.

Unser Deutsches Reich ist ganze dreißig Jahre alt. Und nun kommen die patriotischen Heißsporne und wollen mit Gewalt und künstlich in wenigen Jahren Etwas erzwingen, das zu seiner gesunden Entwicklung mindestens ein Jahrhundert braucht! Vaterlandsliebe muß aus dem Boden heraus still wachsen, wie ein Baum. Mit dem Vaterland selbst muß sie wachsen, je stiller und stetiger, desto besser. Ueberstürzung, Gewaltthätigkeit und Geschrei sind Todfeinde ihres Gedeihens. Lehren und kommandiren läßt sie sich so wenig wie die Liebe überhaupt. Wer Vaterlandsliebe pflegen will, Der muß das Vaterland pflegen, ein Jeglicher da, wo es ihm am Nächsten liegt. Mag er aus seiner innersten Ueberzeugung heraus Leitartikel schreiben oder Reden halten oder Bilder malen oder dichten oder sich schön kleiden oder die Wissenschaft fördern oder den Armen helfen, emporzukommen, oder Kochen und haushalten, — sei es, was es sei: sofern er es nur mit Ernst und mit Liebe thut, dient er damit dem Vaterland und der Nation ganz vorzüglich.

Da aber, wo die Phrase anfängt und die Begriffsumnebelung und der Rausch, da hört der Patriotismus auf, für Vaterland und Volk ein Segen zu sein. Was sich bei uns heute Deutschthum nennt, macht zu viele Worte, zu viel des Ruhmens, schwelgt zu gern in Siegesstimmung und in tönenden Phrasen, um Glauben an seine Tiefgründigkeit und Echtheit zu erwecken.

Ich sehe nicht, daß wir, so lange wir daheim und unter uns sind, den allergeringsten Grund hätten, auf unser Deutschsein zu pochen, da es sich von selbst versteht, da wir nichts dazu können, da es also nur als Glück, nie aber als Verdienst aufzufassen ist. Mit einem Glück, das nicht einmal sein Verdienst ist, prunkt der anständige Mensch nicht.

Wir müssen Begeisterung haben, sagt Ihr. Begeisterung ist allerdings unsere allerbeste Kraft. Aber es ist nicht wohlgethan, die ruhende Löwin wachzurufen, um sie ziellos schweifen und brüllen zu lassen, oder gar sie als Zugthier vor irgend einen Parteikarren zu spannen.

Mit der künstlich erhitzten und geschürten patriotischen Leidenschaft muß es gehen wie mit durch Reklame künstlich in die Höhe trompeteten Berühmtheiten: heute in Aller Munde, morgen so spurlos verweht wie Spreu im Wind.

Ich wiederhole: Patriotismus wird nicht gemacht und kann nicht gefordert werden, eben so wenig wie Genie, Frömmigkeit, Liebe. Wie sie, ist er da. Wie sie, erweist er sich durch den Wandel und durch die That.

„In Bereitschaft sein ist Alles.“

Im Augenblick ernstler Prüfung wird der wortfelige Regan- und Goneril-Patriotismus versagen und der Cordelia-Patriotismus, der Demonstrationen verschmäh't, bereit sein, sich selbst einzusetzen, wie im Jahre 1813.

Wellende Hunde beißen nicht; aber vor den stillen mag der Feind sich hüten.

Bärenfels im Erzgebirge.

Frieda Frein von Bülow.

## Bismarck und die plattdeutsche Sprache.

Man hat sich neuerdings des Plattdeutschen vorwiegend in humoristischer Absicht als Schriftsprache bedient; indessen ist eine solche Verwendung nicht erschöpfend. Es sollte eine ernsthafteste plattdeutsche Prosa geben. Welche erhabene und großartige Wirkung noch jetzt dem niederdeutschen Dialekt zur Verfügung steht, weiß Jeder, der den Bundesseid kennt, den die Buren vor ihrem Kampf mit den Engländern schworen. Es ist eine echte Heldensprache. Bismarck und Nolte konnten sich, wenn sie wollten, in ihrer gemeinsamen Muttersprache, auf Plattdeutsch, mit einander unterhalten; und diese Sprachbrüderschaft beider Männer ist kein zufälliges Symptom; wie aus der Mutterlauge der Kristall, so schlägt sich aus der Muttersprache der Geist nieder und wirkt weiter. Der für das Niederdeutsche sehr eingenommene Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ hat diese Bemerkung gemacht; er führt — unter Berufung auf Lessings Wort: „Zu Hamburg erst habe ich den Reichthum der deutschen Sprache kennen gelernt“ — weiter aus: „Dieser Reichthum geht zweifellos auf die nahen Beziehungen der dortigen Sprechweise zum Plattdeutschen zurück. Es könnte nicht schaden, wenn mit dem niederdeutschen Geist auch etwas niederdeutsche Sprache in den Schatz der heutigen deutschen Bildung überginge. Wie Luthers befreiende That der oberdeutschen, so vermöchte und verdiente wohl Bismarcks einigende That der niederdeutschen Sprechweise in Deutschland ein Vorrecht zu verschaffen. Lessing nimmt zwischen Beiden eine Mittel- und Uebergangsstellung ein; der hamburger Dramaturg war ein akklimatisirter, Bismarck ein geborener Niederdeutscher. Die Getreuen zu Jever halten ganz besonders zum Reichskanzler; es giebt vielleicht ein geheimes tieferes Band, das die Bewohner der deutschen und außerdeutschen Nordseefküste mit dem Träger der deutschen Nationalitätsidee verbindet.“

Darin liegt gewiß viel Wahres. Bekanntlich fühlte Fürst Bismarck, dessen Wiege ja auf altmärkischem Boden stand, wie er denn auch auf der väterlichen Scholle und auf der Schule in plattdeutscher Umgebung heranwuchs, sich zum niederländischen Stamm besonders hingezogen; ihm gehörte er von Geburt und nach seiner ganzen Individualität an und er hegte für seine Kernnatur, Eigenart und Sprache stets eine sichtbare Vorliebe. Hat er doch oft, nach fremdsprachlicher Konversation und Korrespondenz, nach anstrengenden Staatsgeschäften als Minister, zur Aufheiterung und Erholung, frei von konventionellem Zwang, aus urdeutschem Gemüth, die verkauten Laute seiner Heimath in der Unterhaltung mit engeren Landsleuten bevorzugt oder an mundartlicher Literatur sich erfreut und besonders gern von seiner den Dialekt gleich ihm trefflich beherrschenden Gattin Fritz Reuters Werke sich vorlesen lassen. Die spezifisch plattdeutsche Persönlichkeit trat noch mehr zu Tage unter

den Wipfeln des Sachsenwaldes. Aus der Jugendzeit klingt manch plattdeutscher Kernspruch des Junkers Otto an unser Ohr; Graf Bismarck im Mannesalter hat sich ebenfalls hin und wieder eines kräftigen plattdeutschen Wortes bedient; und der greise Fürst ergriff jeden sich bietenden Anlaß, um auch nach außen hin seine Zugehörigkeit zum Volk der Sassen zu betonen.

Verschiedene charakteristische Redewendungen und Aeußerungen im Idiom, sogar gelegentliche etymologische Erörterungen und Untersuchungen findet man in meiner Gedenschrift „Fürst Bismarck und Friß Reuter“. Doch ist damit das Wissenswerthe auf diesem Gebiete noch nicht erschöpft. Die nach dem Tode des großen Kanzlers veröffentlichten Quellenwerke von Busch, Benzler und Poschinger enthalten hierfür weitere Beweisstücke, echte Goldkörner, die in ihrer Gesamtheit ein ziemlich vollständiges Bild vom plattdeutschen Bismarck geben. Ich beschränke mich auf die dreißig Jahre von 1866 bis 1896.

Damals, im Herbst 1866, weilte der preussische Staatsmann als Gast des Fürsten Putbus auf Rügen. Das Gespräch streifte die Sitten und Gewohnheiten der Inselaner, besonders der Rönchguter. Befag dort ein Mädchen, so erzählte ein Theilnehmer der Tafelrunde, eine Hütte oder auch nur ein Heringsboot eigentümlich, so durfte es sich selbst einen Mann wählen; die „Frijagd“ — die Jagd auf einen Freier — begann damit, daß eine blaue Schürze vor die Hausthüre gehängt wurde, hinter die die Schöne sich stellte. Die heirathlustigen Burschen gingen dann in ihrem besten Putz vorüber, bis der Rechte kam; da lief die Freijägerin geschwind hinaus, schlang ihre Arme um seinen Hals, — und nach drei Wochen war Hochzeit. Doch dieser eben so einfache, wie ehrliche Prozeß endete nicht immer glücklich, wie das folgende kleine, von Bismarck mit Interesse angehörte Gedicht zeigt:

Min blage Schört hängt vör de Dör,  
 Det segt min Mütter d'vör,  
 Mi is dat Hart so weel un swer;  
 Un möt gepuht hier stahn.

It schul woll dörch de Dörenriß,  
 Min Mütter steiht bi mi.  
 Bel Burschen in ehren Sünndagsblich  
 Wahn an de Schört vörbi.

Arm Niklas deiht so trurig gahn —  
 O, dderst ik 'rut in Hast,  
 De Arm' um minen Leevsten slahn —  
 Min Mütter hölt mi fast!

De rike Michel stolzt heran —  
 Min Mütter stödt mi 'rut —  
 Dat Hart so weh — in'n Dog de Thran  
 — Un ik bin Michel's Brut!

„Die uralte Geschichte, die immer neu bleibt, also auch schon auf dieser von der Kultur so wenig belebten Erbscholle . . . O weh! Tout comme chez nous!“ bemerkte Bismarck und fügte hinzu: „Sie sprechen das Plattdeutsche aber sehr geläufig!“

„Es ist meine Muttersprache, Excellenz,“ antwortete der also Belobte. „Französisch und Englisch kann man wie ein Franzose und Engländer sprechen lernen, aber das Plattdeutsche muß man schon beim ersten Laufen üben.“

In jenen Tagen auf Putbus, beim Wahl, erzählte der Graf: „Ich war in der Schlacht von Königgrätz in der Suite des Königs; und gar oft waren wir mitten im Gewühl des Kampfes. Um Mittag trat eine momentane Windstille im Brausen der Schlacht ein: der Kronprinz wurde auf dem Schlachtfeld erwartet, mit Sehnsucht erwartet. Und er rückte mit seiner Armee heran, gerade zur rechten Zeit! Unsere plattdeutschen Soldaten nannten ihn fortan auch nur ‚Prinz taur rechten Tid‘.“

Eine andere historische Reminiszenz betrifft den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein. „Der Augustenburger hätte es besser haben können“, äußerte Bismarck am einunddreißigsten August 1870. „Ich wollte ursprünglich nicht mehr von ihm, als was die kleinen Fürsten 1866 abtreten mußten. Er aber wollte gar nichts hergeben. Ich erinnere mich: bei der Unterredung 1864/65, da nannte ich ihn zuerst Hoheit und war überhaupt artig. Als er von unseren Forderungen nichts wissen wollte, nahm ich ein anderes Gesicht an. Ich titulierte ihn jetzt Durchlaucht und sagte ihm zuletzt ganz kühl, plattdeutsch, daß wir dem Külen, daß wir ausgebrütet hätten, auch den Hals umdrehen könnten.“

Ueberaus heiter sind zwei Anekdoten aus dem Jahre 1870. Prinz Albrecht und Prinz Friedrich Karl von Preußen waren im Januar bei Pripperbe an der Havel zur Jagd; auch Bismarck sollte daran Theil nehmen. Nachmittags lief die Depesche ein: „Der Kanzler kommt!“ Zugleich Anfrage, welcher Weg der beste sei. Es war ein strenger Winter, die Landstraße hoch mit Schnee bedeckt, fast unfahrbar, die Havel aber fest gefroren. Der Bürgermeister schlug vor, daß pripperber Einwohner sich melden möchten, den Weg mit Fackeln zu beleuchten. Auch der Alderbürger Thiems stellte sich und erhielt den vorgeschobenen Posten. Der Wagen des Bundeskanzlers war nicht der einzige, der sich an diesem Abend über die Havel in Bewegung setzte. „Is Bismarck drin?“ schrie Thiems dem ersten Wagen oder Schlitten zu. „Ne“, klang es heraus. So ging es wiederholt. Thiems wurde schon ärgerlich. Da nahte von fern noch eine Kutsche. „Is Bismarck drin?“ rief Thiems zornig. „Jo“, scholl eine Stimme, „wat willen Se denn?“ Ein Kopf neigte sich aus dem Fenster, Thiems leuchtete ins Gesicht und erkannte die von den Lithographien her auch ihm vertrauten Züge des Kanzlers.

„Lüchten fall ik Se.“ „Wi hebben all genug Licht. Schmieten Se dat Ding in'n Schnee un stiegen Se in!“ Thiems ließ sich nicht bitten, warf die Fackel fort und stieg ein. Am Ort nun, vor dem Gasthof, beugen der Bürgermeister und seine Umgebung tief den Rücken zur Erde, als die Kalesche vorfährt. Doch wer ist der Mann, dem diese tiefste Reverenz gilt? Nicht Seiner Excellenz von Bismarck, nein, dem Akerbürger Thiems! Er war zuerst ausgestiegen. „Nu laten Se mi ok 'mal 'rut!“ ruft endlich ungeduldig die Stimme des Erwarteten aus dem Wagen.

Die andere kleine Geschichte trug sich bei Tisch zu. Als Schweizerkäse herumgereicht wurde, warf Jemand die Frage auf, ob Käse zum Wein passe. „Gewisse Sorten zu gewissen Weinen“, entschied Bismarck. „Ich erinnere mich, daß in der Zeit, wo in Pommern tüchtig getrunken wurde, vor zweihundert Jahren, die Raminer am Schärfsten tranken. Da hatte einmal Einer von Stettin Wein bekommen, der ihm nicht schmecken wollte. Er schrieb dem Kaufmann deswegen. Der aber schrieb ihm zurück:

„Get kees to Win, Herr von Ramin,  
Denn smeckt de Win,  
Wie in Stettin ok to Ramin!“

Ein plattdeutsches Kernwort war für den Fürsten oft die Würze der Unterhaltung bei Tafelfreuden, die Pointe seiner Rede bei ihm dargebrachten Huldigungen und feierlichen Ansprachen. So klang sein Toast zur Hochzeit seiner Tochter Marie mit dem Grafen Ranzau in ein Hoch auf die Verbindung beider Familien aus: Bismarck und Ranzau, von ihnen gelte der Wahlspruch Schleswig-Holsteins: Up ewig ungedeckt!“

Die Devise dieser mecerumschlungenen, stammverwandten Provinzen betonte er wiederholt. Als plöner Gymnasiasten auf einer Turnfahrt im Mai 1893 nach Friedrichsruh kamen, durften sie in Bismarcks Ruf einstimmen: „Unser gesamntes deutsches Vaterland — up ewig ungedeckt, wie man in Holstein sagt — es lebe hoch!“ Und als zwei Jahre später in dem selben Monat Schaaren von Schleswig-Holsteinern ihn dort begrüßten, dankte er ihnen in einer bedeutsamen — auch heute noch aktuellen — politischen Rede: „Ich habe mir gesagt, wenn wir die Herzogthümer nicht besitzen und erwerben, dauernd, so werden wir nie eine Seemacht werden können; die Herzogthümer und die Flotte sind unzertrennbar von einander, sie gehören zusammen, außerdem die Bevölkerung mit der sympathischen plattdeutschen Sprache niederdeutschen Ursprunges, sie gehören zu uns. Ich habe vor der ersten Eröffnung der Frage durch den Tod des Königs von Dänemark im November 1861 gleich die Ueberzeugung gehabt und vertreten, amtlich vertreten: Dat möt wie hebben.“ Hoffend, daß ihm dafür wohl von den Schleswig-Holsteinern in ihrer Heimath, in ihren Herzen, Absolution ertheilt



worden sei, schloß er: „Wenn diese Bevölkerung einmal ihre Wahl mit Sachkunde getroffen hat, dann hält sie auch fest; und deshalb ist es mir nicht zweifelhaft, daß das ‚Up ewig ungedeckt!‘ sich nicht bloß auf Schleswig-Holstein, sondern auch in Zukunft auf das gesammte Deutschland immer mit Erfolg in Anwendung bringen läßt.“

Der Deputation von Ostfriesen erwiderte der Altreichskanzler im Mai 1895: „Unsere früheren Beziehungen waren ja nur ein Ausdruck der Zusammengehörigkeit, die von Natur zwischen allen Deutschen oder doch mindestens zwischen der niederdeutschen Bevölkerung der Seeküsten, was man hier ‚de Waterkant‘ nennt, jederzeit bestanden hat. Wir sprechen Alle das selbe Plattdeutsch mit wenig dialektischem Unterschied in Ostfriesland und in Hinterpommern. Wir sind aber lange getrennt gewesen durch politische Grenzen und durch die cimbrische Halbinsel. Es ist erfreulich, die Zeit zu erleben, daß die Verbindung beider Meere hergestellt ist durch Eröffnung des Kanals zwischen Nord- und Ostsee.“ Nachher sagte er noch zu einem Schleswig-Holsteiner: „1848 haben wir uns von preussischer Seite nicht immer recht geschickt hineingemischt, aber schließlich ist es doch gegangen. Das alte plattdeutsche Sprichwort hat sich bestätigt: ‚Et möt doch woll ward'n.‘“

Gerade gelegentlich der Huldigungsfahrten niedersächsischer Abgesandten nach Friedrichsruh, meist zum Geburtstag des Fürsten, kam „uns oll Robertsprak“ besonders zur Geltung. Im Mai 1891 hatte Bismarck beim Empfang einer Deputation aus dem neunzehnten hannoverschen Wahlkreis, die von ihm die Uebernahme des Mandates erbitten wollte, erklärt: „Die Ehre schätze ich doppelt hoch, nicht allein als Ihr deutscher Landsmann, sondern auch als Ihr plattdeutscher Nachbar; ich bin im plattdeutschen Land geboren und erzogen.“ Hierauf bezog sich nun eine Abordnung des plattdeutschen Vereines aus Braunschweig bei Ueberreichung des Ehrenmitgliedsdiplomes. „As wi in Bronswyl lesen deen, Dörchlaucht hadden seggt, Sei woeren of en Plattdütschen, dann kloppte et ösch under'n Postdauke höger. Wenn wi ösch sau in user leimen Sprake underholt, denn sau is et, as hören wi use Voröldern tau ösch spraken, or seihn wi sei sitten under öhren Eiken un in Freen biratflaen. Düsse Eiken erinnert ösch awer noch an eine dütsche Eike, de allewiele noch steit. Dat is use Fürst Bismarck! Dat sünd Sei! De Wörteln darvon gahet eben sau wiet, as öhre Tölgens, se stahet in guten un fasten Bodden, un disse Bodden heet —: Volksleewe!“ Der Fürst fragte, nach seiner Dankagung das auf dem Diplom in Silberarbeit ausgeführte Wappen von Braunschweig betrachtend: „Wo is denn dat Pird?“ Nach der Antwort, daß das springende Sachsenroß ein anderes Wappen sei, kam Bismarck auf die Niederdeutschen zu sprechen und äußerte, daß der Wandertrieb der Niederdeutschen im Gegensatz zu der Seßhaftigkeit der Oberdeutschen stets ein stärker

gewesen sei. Die Oberdeutschen hätten im Ganzen still geessen, so die großen deutschen Wandervölker Gothen, Burgunder, von denen zwar wenig Spuren erhalten seien. Was aber erhalten, sei plattdeutsch: die Vandalen, auch die kleineren Stämme, Rugier, Heruler, vor Allen die Franken. Auch jetzt scheine der Trieb, nach Amerika auszuwandern, in den plattdeutschen Bezirken viel stärker. Es thue ihm leid, daß er nicht von Jugend auf mit diesen Sachen sich habe wissenschaftlich beschäftigen können, die oftmals mehr Interesse für ihn gehabt hätten als die hohe Politik. Er verstehe die plattdeutsche Sprache noch immer sehr gut, habe er doch bei seinen Spielen mit den Dorfkindern früher Plattdeutsch als Hochdeutsch gelernt. Auch halte er das Plattdeutsch noch immer lieb und werth und unterhalte sich gern darin.

Am Abend vor seinem fünfundsiebenzigsten Geburtstag brachten dreitausend Hamburger dem Fürsten einen Fackelzug in Friedrichsruh dar. „Für heute“, rief der Gefeierte, „schließe ich mit dem plattdeutschen Wort, das gewiß wahr ist: So viel Hurrah hett Friedrichsruh sin Dag nich hört!“

Das war im Jahre 1890. Im Jahre 1891, als ihn der Kriegerverein aus Ostern zum Ehrenmitglied ernannte, freute er sich ganz besonders über die Widmungverse:

Wat noch näämmens harr 'ruistubeert,  
 Fett uns un' oll Kanzler lehr't —  
 All un' Däätschen in de Welt:  
 Unse Saak is god bestell't;  
 Denn wi brukt vör gor keen een,  
 As un' Herrgott bang to wee'n.  
 Fürst von Bismarck hett dat seggt,  
 Un he harr noch jümmer Recht.

Der Verfasser, Diederich Hahn, hat auch im November 1891, als die fürstliche Familie wieder von Barzin nach Friedrichsruh übersiedelte und den Weg über Berlin nehmen mußte, bei der Durchfahrt auf dem Lehrter Bahnhof die folgende plattdeutsche Begrüßung vorgelesen:

Fürst von Bismarck, lange Johren  
 Sall de Herrgott Di bewohren!  
 Di erhollen jung an Noth,  
 Denn hett Däätschland keene Noth.  
 Föe dat niee däätsche Riek  
 Weerst un blüwt Du Damm un Diek.

Im Juli 1892 sagte Bismarck in Rissingen zu einem Rostocker, der Grüße aus Mecklenburg übermittelte: „Rostock ist ja nicht weit von Friedrichsruh. Wi spräkt ok Platt.“ „En hannigen Kieck“, meinte der behäbige Obotrit, als der Fürst vorbei war.

Am neunzehnten März des nächsten Jahres empfing Bismarck drei

Herren aus seinem Wahlkreis. Die Gespräche bei Tische trugen einen mehr familiären Charakter, wobei das plattdeutsche Idiom eine große Rolle spielte und der Wirth in fröhlicher Laune in pfälzischem Wein das Wohl seiner lieben Wähler von der „Waterkant“ ausbrachte.

Am achtzehnten Juni, bei der Huldbigung der Mecklenburger, trank der Fürst auf das Wohl seiner Gäste und schloß mit dem niedersächsischen Spruch:

Uns woll un fein' üwel,  
Wer dat nich will, is en Düwel!

Im Mai 1896 erfreute ihn abermals eine Abordnung aus Mecklenburg und überbrachte eine verkleinerte Nachbildung des dem Großherzog Friedrich Franz dem Zweiten im schweriner Schloßgarten gesetzten Monumentes. „Ich habe in Mecklenburg auch persönlich viele Freunde und Jugendbekannte gehabt“, erzählte der Fürst. „Die ganze niederdeutsche Bewohnerschaft, die plattdeutsch spricht, umfaßt unsere alten Provinzen so gut wie Ihr Land. Wi spräkt dat sülve Plattdütsch.“

Den Braunschweigern, die ihm ihre Ehrerbietung bezogen, erwiderte er dankend: „Mir ist die Begrüßung des braunschweigischen Landes in meiner Eigenschaft als Altmärker noch besonders werthvoll. Als Nachbarländer sprechen wir in der Heimath das selbe Platt, bei dessen Tönen ich an der Elbe geboren bin.“

Die Getreuen in Jever hatten zum ersten April 1894 ihre Abzüge mit folgendem Gedichtchen begleitet:

Wenn Kiewitt kümmt, maßt wi uns prat  
To Börjähresaat,  
Un bidd't um moi Jahr.

Wenn Kiewitt röppt, denkt wi an Di  
Un dankt wi Di  
Bör manning moi Jahr.

Wenn Kiewitt leggt, denn griepst wi to  
Un gratuleert un wünscht darto  
Di manning moi Jahr!

Darauf erging nachstehende Antwort: „Die plattdeutschen Begleitverse erhalte ich stets mit besonderem Vergnügen und habe in diesem Jahre das lange nicht gehörte Wort ‚moi‘ darin wieder begrüßt, das mir aus einer Reise durch Holland und Friesland lebhaft in Erinnerung ist und sich in Pommern in der Form ‚moilich‘ oder ‚mojelich‘ wiederfindet.“

Mehrfach hat Bismarck, wie bereits angedeutet worden ist, keine Sprachforschungen betrieben; und der englische Maler Richmond berichtet, daß er ihm einst einen Vortrag über die deutschen Dialekte gehalten habe.

Himmelfahrt 1894 erschienen Mitglieder der holsteinischen Militär-

vereine. Bismarck durchschritt die Reihen der alten Krieger und bediente sich wiederholt des Plattdeutschen; so bemerkte er gegen einen Isehoer, der auf die Erkundigung nach dem Alter seiner Vaterstadt mit Stolz verfest hatte: „Ueber tausend Jahre, Durchlaucht!“ mit zweifelnder Miene: „Is dat nich to veel?“ Einen älteren Biedermann, dessen Garderobe in ihrer schmucklosen Einfachheit mit dem Vorhemd aus schwarzem Stoff und der altväterischen schwarzen Halsbinde, mit der glatt rasirten Oberlippe und dem das volle rothe Gesicht fraisenartig umrahmenden grauen Bart seinem Besitzer einen feemännlichen Anstrich gab, fragte er: „Sie haben wohl bei der Marine gebient?“ Aber die Antwort lautete: „Nein, Durchlaucht, zu Lande“. Der Fürst meinte: „Ich hätte Sie nach der ‚Waterkant‘ tagirt.“ Ein Anderer, nach dem Jahrgang seiner Dienstzeit befragt, erwiderte „1848/50“ und setzte, zur Charakterisirung seiner Landsmannschaft, hinzu, er stamme aus der Gegend, wo man „Jungs, holt fast!“ zu sagen pflege.

Am ersten Juli unternahm der in Hamburg tagende Journalisten- und Schriftstellerverband einen Ausflug nach Friedrichsruh. Zu Einem, der aus Thüringen gekommen war und sich als Sachsen bezeichnete, bemerkte Bismarck: „Sachsen ist eigentlich nur hier, wo man plattdeutsch spricht; aber Thüringen ist auch nicht übel“.

In einem Artikel „Der Achtzigjährige im Sachsenwalde“ lesen wir eine Stelle, die sich auf die fürstlichen Förster bezieht. Dabei findet man folgende Anekdote: Der Fürst beabsichtigte anfangs, die Forsthüterei auf der ehemaligen Kupfermühle eingehen zu lassen, und erklärte Das dem Inhaber des Postens. Aber da fand der Herkules des neunzehnten Jahrhunderts seinen Ueberwinder. „He wull mi verdriven“, sagte der alte Brandt, „äwer ik säd to em: Herr Bismarck, säd ik, ik stah up minen Kunterrakt. Ik häw en Kunterrakt, dat ik hier Tidlewens bliwen kann. Da sä de Herr Bismarck to mi: Wenn Se en Kunterrakt hewoen, denn kann ik da nij gegen maken, denn bliwen Se da wahren, so lang Se lewen.“ Diese Geschichte ist aber unrichtig. Brandt besaß keinen Kontrakt, hatte auch kein Bedürfnis, sich auf solchen zu stützen; er hatte bei der ersten Begegnung mit seinem Herrn die mündliche Zusage erhalten, daß er dort bis an sein seliges Ende wohnen bleiben könne. Darin bestand sein Kontrakt, worauf er sich allerdings der Forstverwaltung gegenüber berief.

Der vierundzwanzigste April 1895 vermehrte die Zahl der für Bismarck zum achtzigsten Geburtstag bestimmten Huldigungen. Er empfing aus Braunschweig Vertreter des Plattdeutschen Vereines, die eine Miniaturnachbildung des von Heinrich dem Löwen 1166 errichteten Denkmals überbrachten, mit einem in Wechselrede vorgetragenen plattdeutschen Poem. Der Fürst äußerte auf die eigenartige Begrüßung eingehender denn je zuvor seine Gedanken über

das Niederdeutsche: „Ich bin den Kinderjahren zu fern getreten und habe zu selten seitdem Plattdeutsch gehört und gesprochen; ich kann deshalb in dem heimischen Idiom, dem ersten, das ich auch als kleiner Junge gehört und gesprochen habe, nicht so geläufig antworten. Es geht mir mitunter, wenn ich mit den Leuten im Walde platt reden will, daß ich in ausländische Formen, englische und verwandte, gerathe und daß die Leute mich etwas ver-  
 wuhoert ansetzen; doer' oas äure Welschl der plattdeutschen Gemeinansicht gade ich immer behalten. In meinem Geburtsort Schönhausen spricht man gerade so wie im Braunschweigischen Platt: es ist von dem hamburger etwas verschieden, aber auch von Hinterpommern. Ich wollte nur erwähnen, daß in meinem Geburtslande, in der Altmark, der niedersächsische Dialekt vorherrschend ist. Ich fühle mich immer heimisch berührt, wenn ich Plattdeutsch lese und höre, und ich bedaure, daß die Sprache, in der vor dreihundert Jahren gedruckt wurde und alle unsere Urkunden geschrieben waren — ich habe noch eine plattdeutsche Bibel in Barzin liegen aus dem sechzehnten Jahrhundert —, daß die so allmählich abkommt. In meinen jungen Jahren sprach man namentlich in Vorpommern auch noch in gebildeten Kreisen stets plattdeutsch auch bei Tisch; und die feinsten Damen, die im Winter in der Residenz lebten, sprachen auf dem Lande ein geläufiges Platt. Das ist auch nicht mehr und schwindet mehr und mehr. Hier hält es sich noch, hier findet man noch Leute, die es verstehen und sprechen. Es ist mir immer angenehm, eine solche Begegnung. Auch ganz wohlgebildete und wohlgekleidete Damen habe ich hier gefunden, die mir nur plattdeutsche Antworten gaben, wenn ich nach dem Wege fragte, früher, wo ich hier noch nicht Bescheid wußte. Es ist gar nicht lange — hundert Jahre — her, da war das Plattdeutsche in dem braunschweigischen Lande bis in die höheren Kreise verbreitet. Das ist auch mir aus einer Aeußerung von Friedrich dem Großen erinnerlich, der von Generalen der damaligen Zeit sprach und sie nannte: „Mine Herren Lüde“. Die Generale müssen so zu ihm gesprochen haben; und Friedrich der Große hat diese plattdeutsche Bezeichnung der Armeen in einem französischen Briefe angeführt. Das läßt darauf schließen, daß die Generale plattdeutsch gesprochen haben. Es hat mich frappirt; aber der Brief Friedrich des Großen existirt und Friedrich hat wohl platt verstanden, aber sich gewiß nicht so aus eigener Empfindung ausgedrückt.“

An dem selben Tage war auch eine Deputation aus Köln gekommen. Bei der Tafel brachte der Fürst den Trinkspruch aus: „Klaaf Köln!“ und fuhr fort: „In das Hoch nehmen wir wohl unsere plattdeutschen Nachbarn aus Köln, Lauenburg und Braunschweig mit auf, denn die Kölner gehören doch auch mit zu dem plattdeutschen Gebiet. Die Grenze geht zwischen dort und Bonn.“ Alle diese Mittheilungen fallen in das Jahr 1895, das

überhaupt für den Fürsten Bismarck ein gesegnetes plattdeutsches Jahr war. Als Cigarren herumgereicht wurden, sagte er: „Wenn ik roken schall, denn möt ik 'ne Pip hebben.“ Steiermärker hatten einen Pokal gestiftet, aus dem er auf das Gedeihen der grünen Steiermark und Oesterreichs trank, beim Niederlegen des Humpens äußernd: „De Win ist god.“ Als gegen Ende des Mahles der Fürst die Klänge hörte, die den Aufmarsch der Innungen begleiteten, fragte er den Grafen Ranzau: „Rutt ik rut?“

Einmal kam das Gespräch auf Rußl. „Ich bin von Haus aus nicht unmusikalisches,“ bemerkte Bismarck, „ich war als Corpstudent sogar Vorfänger, häufig genug habe ich meinen Bundesbrüdern das ‚In einem kühlen Grunde‘ anstimmen müssen.“ „Kennen Durchlaucht die pädagogische Version dieses Liedes zum Schulgebrauch:

Mein Onkel ist verschwunden,  
Der dort gewohnt hat?“

„Ganz recht!“ So lautete die lachende Antwort des Fürsten, „ich kenne auch noch eine andere Lesart:

De Düwel hett em halt.“

Dieser Rückerinnerung an die flotte Zeit des Bruders Studio möge noch folgende angereicht werden. Bismarck hatte Besuch aus Berlin und erklärte: „Das berliner Deutsch, von Gebildeten gesprochen, halte ich für das beste, es zeigt am Wenigsten Dialekt.“ Auf den Einwurf, daß der reine berliner Dialekt für Fremde etwas Aggressives habe, sagte er: „Mir hat es wenigstens eine Menfur eingetragen. In Göttingen gebrauchte ich einst in einer Gesellschaft von Hannoveranern die Wendung: „It ooch.“ Es wurde mir bedeutet, daß „ooch“ keine Verächtigung habe, es hieße hochdeutsch „auch“ oder plattdeutsch „of“. Ein Wort gab das andere, bis diese linguistische Frage nur noch durch Anwendung der Schläger entschieden werden konnte.“

In seinen plattdeutschen Aussprüchen lernen wir den Menschen Bismarck kennen in seiner ganzen Kernigkeit, in seinem treuen Heimathgefühl, in seinem behaglichen Humor und in seinem tiefen Empfinden. Denn auch ein reiches, weiches Gemüth besaß der gewaltige Reichsschmied. Und schöner, schlichter hat er es kaum je bezeugt als einst durch wenige plattdeutsche Worte. Ein Hoch wurde auf ihn ausgebracht, es schloß mit dem Verse:

So lang in uns dat Hart noch sleit,  
So'n Leed un Tru of nich vergeiht,  
Durchlaucht schall Iewen!

Da drückte der greise Fürst tief gerührt dem Sprecher die Hand und wiederholte mit bewegter Stimme:

„Ja, so lang dat Hart noch sleit!“

Professor Dr. Karl Theodor Gaedert.



## Die Leutenoth auf dem Lande.

Am Laufe dieses Jahres ereignete sich in Kopenhagen Folgendes: Im April brach ein Arbeiterausstand aus, der im Mai zu einer großen Aussperrung führte und bis anfangs September währte. Bei einer Gesamtbevölkerung Dänemarks von 2 400 000 Einwohnern feierten zuletzt mehr als 40 000 Arbeiter. Es war ein Kampf der organisirten Arbeitnehmer gegen die organisirten Arbeitgeber. Er endete weder mit einem Siege noch mit einer Niederlage, sondern mit Zugeständnissen von beiden Seiten. Aber nicht sowohl die Art dieser Zugeständnisse und die Ursachen des Ausstandes selbst sind für mich von Interesse als vielmehr der äußere Verlauf des großen lock out. In den drei Monaten kam trotz der enormen Zahl von Ausständigen und Aussperrten, die sich hauptsächlich in Kopenhagen und der nächsten Umgebung aufhielten, nicht die mindeste Gewaltthätigkeit vor und auch die Fälle von Trunkenheit und ähnlichen Ausschreitungen überstiegen nicht die durchschnittlich in gewöhnlichen Zeitläuften beobachtete Zahl. Die Armenverwaltung wurde mit keinem Pfennig in Anspruch genommen; der Unterhalt des ganzen Heeres der Ausständigen wurde von ihnen selbst, ihren Gewerkschaften und ihren Freunden bestritten. Was für meine Betrachtung aber entscheidet, Das ist die Art und Weise, wie die feiernden Arbeiter den freiwillig-unfreiwilligen Urlaub verwandten. Die Universität veranstaltete in den großen Versammlungshallen von Kopenhagen eine Reihe von Vorlesungskursen nach dem Vorbilde der englischen University extension lectures, das ja auch in Berlin und in München eine mehr oder minder eifrige Nachahmung gefunden hat, und die Strikenden ergriffen die Gelegenheit zu geistiger Ausbildung mit Begierde. Außer diesen Vorlesungen besuchten die Arbeiter unter sachkundiger Führung die Museen und Sammlungen der Stadt und lernten so Dinge kennen, die ihnen ohne den Ausstand wahrscheinlich immer unbekannt geblieben wären.

Was hat das Alles mit der Leutenoth auf dem Lande zu thun? Nicht viel, so scheint es auf den ersten Blick.

Die Thatsache der Leutenoth ist der klagenden Landwirtschaft nicht wegzubisputiren. Die allgemeinste, weil der menschlichen Natur geläufigste Art, solcher Erscheinung zu begegnen, ist die, daß man sich zornig gegen die bösen Menschen entrüstet. Die Leute auf dem Lande wollen heutzutage nicht mehr arbeiten, dagegen gut essen und trinken und sich amustren: Das ist der kurzsichtigen Weisheit kurzer Schluß. Und den letzten und Urgrund des Uebels glaubt man schon entdeckt zu haben, wenn man die Eisenbahnen und die erleichterte Zugänglichkeit der Städte für alle Genussucht und Faulheit der Arbeiter und für die Entvölkerung des Landes verantwortlich macht. Das mag zwar Manchem einleuchtend scheinen, aber sagt doch im Grunde nichts.

Wenn eine große Menge von Menschen zugleich ihre bisherige Beschäftigung, ihre Lebensweise und ihren Wohnsitz aufgibt, so thut sie Das nicht, weil der Einzelne so will, sondern, weil die Gesamtheit nicht anders kann. Der Wille des Einzelnen, aus dem der zu nah stehende Beurtheiler die ganze Erscheinung abzuleiten versucht, hat um so weniger Antheil daran, je allgemeiner und umfassender die Erscheinung ist. Gleich hier wäre jedoch noch ein Einwand zu erheben. Ich bitte, hört man sagen, sehen Sie sich diesen baumstarken Lämmel an und dort die stämmige Dirne mit dem aufgeweckten Blick: Die sollen nicht arbeiten können? Nein: Die wollen nicht!

Und wenn die Muskeln der Weiden die Arbeitsfähigkeit von zehn Pferdekräften hätten und ihre Besitzer glaubten, sie könnten kein Hühnerei vom Boden aufheben, so könnten sie eben diese Arbeit nicht verrichten.

Mit anderen Worten: die Frage ist in letzter Linie eine psychologische Frage. Eine jede Arbeit, gleichgiltig, welcher Art, kann von dem Arbeiter nur dann geleistet werden, wenn sie ihm von seiner augenblicklichen gesammten geistig-körperlichen Verfassung abgefordert wird. Das heißt, daß man die verschiedenen Arten von Arbeitern und die verschiedenen Arten von Arbeit wohl zu unterscheiden hat. Und wenn wir einem heruntergekommenen Schauspieler oder Gelehrten, der uns um eine Gabe anspricht, unwirsch zurufen: Ja, warum arbeiten Sie denn nicht? — nun, so übersehen wir, daß der Mann ja zu schwach für die Arbeit seines Faches geworden und daher für die Arbeit irgend einer anderen Art doppelt unfähig ist. Arbeiten heißt eben nicht nur, irgend eine Leistung vollbringen, sondern auch, diese Leistung verkaufen. Und Das bedingt leicht einen Kraftaufwand, der den für die Leistung erforderlichen selbst um Vieles übertrifft.

Dem Deklassirten, der sich zu schwach für seine und damit für jede Arbeit fühlt, steht als Gegensatz das ländliche Paar gegenüber, das sich für die vorliegende Arbeit zu stark fühlt, — und stark genug für jede andere Arbeit. Die jetzige, die vorliegende Arbeit, die Arbeit, die wir von dem Bauernburschen und dem Bettler verlangen, kann von Weiden nicht geleistet werden, und zwar aus dem selben, aus einem psychischen Grunde.

Doch bleiben wir bei dem Landarbeiter, den es in die Stadt zieht. Die Aufgabe des landwirthschaftlichen Arbeiters erfordert unter allen Arten von Arbeit die größte und andauerndste körperliche und die geringste geistige Anstrengung. Einem Maximum von körperlicher Leistungsfähigkeit muß ein Minimum von geistiger gegenüberstehen. Alle Ursachen, die dieses Verhältniß stören, verringern die landwirthschaftliche Leistung des Arbeiters. Die größte Herabsetzung wird eintreten, wenn sich die materielle Lebenshaltung des Arbeiters verschlechtert, während sich zugleich die geistige verbessert. Der Grundbesitzer in der Nähe der Stadt, der Tafelbutter in die Stadt verkauft und



seine Leute mit Margarine nährt, wird Arbeiter nur unter den Bedingungen erhalten können, die die benachbarte Industrie gewährt.

Nun hat aber in der That unser modernes Leben mit seinen zahllosen Kanälen, wodurch es geistige Nahrung unwiderrstehlich bis in die entlegensten Verästelungen des gesellschaftlichen Organismus treibt, jenes Normalverhältniß zwischen geistiger und körperlicher Leistungsfähigkeit des Arbeiters, das allein dem Arbeitgeber das Maximum des Mehrertrages gewähren kann, für die gesammte landwirthschaftliche Arbeiterschaft empfindlich beeinträchtigt.

Trifft Das aber zu und haben wir wirklich in dem Aufbruch großer Arbeitermassen von ihren Wohnsitzen das Walten eines Naturgesetzes zu erblicken, so muß zugegeben werden, daß die deutsche Landwirthschaft sich in einer Krisis befindet, in der es sich thatsächlich um Sein oder Nichtsein handelt.

Man könnte sagen: Gut, wenn der Deutsche der landwirthschaftlichen Arbeit geistig ent wachsen ist, warum nicht Italiener, Polen, Russen, Kulis? Hat nicht kürzlich Rudyard Kipling das Lied von „Des weißen Mannes Bürde“ gesungen?

Es ist ja richtig, daß dem weißen Mann die Aufgabe zugefallen ist, den Erdkreis zu erobern und seinen farbigen Brüdern die Segnungen der Civilisation zu bringen. Aber es ist doch ein ander Ding, wenn der weiße Mann seinen Ueberfluß an Kraft den schwächeren Brüdern aufdrängt, als wenn er diese in die Blutbahn des eigenen gesellschaftlichen Organismus einzuführen unternimmt. Wenn der Weiße in Amerika ein Negermädchen verführt, kräht kein Hahn danach; vergeht sich ein Neger an einer Weißen, ist sogleich Richter Lynch an der blutigen Arbeit. Und outcasts bleiben die Kinder in beiden Fällen.

Wenn uns diese Betrachtung unausbleiblich bis zu dem letzten und größten Widerstreit, der die Welt seit der Differenzirung von Familien, Gorden, Stämmen, Völkern und Nationen heute durchzieht, zum Widerstreit der Rassen, führt, dann kann wohl angenommen werden, daß wir in der Landflucht der Arbeiter eine Erscheinung zu sehen haben, die menschlichem Einfluß unzugänglich ist. Von einem Versuch, den ländlichen deutschen Arbeiter, der als der Letzte seiner Genossen von der primitivsten, auf dem geringsten geistigen Bedürfniß beruhenden Form der Arbeit sich abgewendet hat, in seinem Drang nach anderem Lebensinhalt aufzuhalten, kann keine Rede sein. Daß er selbst zurückkehren werde, wäre eine müßige Erwartung. Ihn durch fremdes Volk zu ersetzen, wäre möglich entweder um den Preis der Wiedereinführung der Sklaverei oder der Aufgabe germanischen Besitzstandes. Wie unerbittlich diese Alternative ist, möge ein Fall zeigen, den ich aus den Erfahrungen eines schlesischen Gutsbesizers anführen kann. In höchster Noth läßt er einen größeren Trupp polnischer Arbeiter kommen.

Er hat Reisekosten, Unterhalt und Rückbeförderung an den Führer der Truppe und für jeden Kopf einen vorher vereinbarten Tagelohn zu bezahlen. Bald stellen sich in Folge der Verschiedenheit der Arbeitsmittel, der Arbeitsmethoden und der Bodenerzeugnisse Schwierigkeiten ein. Da sich Gutsherr, Inspektor, Aufseher und Vorarbeiter mit den Fremden sprachlich nicht verständigen können, nehmen diese Schwierigkeiten einen solchen Umfang an, daß sich schließlich Alles nach dem Abzug der Aushilfe sehnt. Das Schlusergebnis ist, daß diesmal die Arbeit theurer zu stehen kommt, als wenn man die besten Industriedöhne der Gegend gezahlt hätte. Ist aber die Bedingung des Auswegs die, daß nicht nur die Arbeiter, sondern auch Vorarbeiter, Aufseher, Inspektor u. s. w. polnisch sprechen, so kann der Gutsherr allein auch nicht mehr lange deutsch reden. Mit aus diesem Grunde wollen daher auch die Germanisirungsversuche in Posen nicht recht vorwärts kommen. Sie könnten nur dann Erfolg haben, wenn man dem deutschen Gutbesitzer mit der Verleihung des Gutes zugleich eine sich mehrende deutsche Arbeiterschaft sichern könnte.

Die Statistik der letzten Jahre hat, im Widerspruch zu aller sozialdemokratischen Kabbala, eine Abnahme der landwirtschaftlichen Großbetriebe und eine Zunahme der Betriebe mittleren und kleineren Umfanges nachgewiesen. Vielleicht liegt in dieser Richtung der Gang der Entwicklung überhaupt. Zwar wird der Großgrundbesitz zunächst noch versuchen, durch ausgedehnten Maschinenbetrieb, durch Aufnahme industrieller Geschäftszweige und Geschäftsformen, durch Erzeugung von spezifischen Produkten die Stellung seiner Arbeiterschaft jener des industriellen Arbeiters zu nähern. Allein die endgiltige, wenn auch noch so entfernte Lösung liegt vielleicht doch darin, daß der heutige Flüchtling aus der Stadt zurückkehrt — nicht er selbst, sondern sein späteres Nachkomme — und da wieder sein Ackerchen bestellt oder auch nur sein Gärtchen pflegt, wo er einst über den großen Aker des Gutsherrn seine Mühen hinschleppte. Doch Das liegt verschleiert im Schoß der Zeiten. Deutlich sichtbar ist dagegen Eines. Wenn die Natur einen Organismus hervorbringt, so entsteht ein Apparat, der in einer Beziehung wenigstens absolut vollkommen ist. Er arbeitet mit der höchstmöglichen Nutzleistung. Das heißt: der Austausch von Wirkungen, der zwischen ihm und seiner Umgebung stattfindet, ist ein Maximum; in dem Raum, den er einnimmt, verwickelt er die größtmögliche Summe von Leben. Ein Hase, ein Walfisch, ein Kolibri, eine Ringelnatter: eine jede dieser Arten stellt einen solchen Apparat dar, der vollkommen auf eine bestimmte Gruppe von Lebensbedingungen, von äußeren Verhältnissen abgestimmt ist, so daß ein Maximum von Ton, von Leben zu Stande kommt. Außerdem hat die Natur aber noch etwas anderes sehr Wichtiges gethan: sie hat dem Individuum nicht nur die Gabe verliehen, den Ton seiner Art zu vernehmen, sondern ihm auch das Bestreben eingepflanzt, die ihm bestimmte

Gruppe von Lebensumständen in möglichster Totalität in sich aufzunehmen und darauf zu antworten, Das heißt: ein gewisses Ideal der Art zu verwirklichen, mit seinen Lebensumständen nicht nur möglichst stark, sondern auch möglichst rein zusammenzuklingen. Wenn daher in die wohlbehütete Gefindestube das erste Zeitungblatt gefallen ist, so hat sich damit die ganze Sachlage so völlig geändert, daß Alles, bis zum Gänsehirten herab, sich automatisch neu einstellen und anders einrichten muß. Und wenn dann nach vierzehn Tagen der intelligenteste und geschickteste, aber auch selbstbewussteste der Knechte aufsteht und seinen Abschied nimmt, so thut er Das nicht, weil er gut essen und trinken, sich amüsiren und nichts arbeiten will, sondern, weil er muß, von der Macht getrieben, der nichts widersteht, von dem Geißt seiner Art gerufen, jenes Maximum von Leben zu verwirklichen, das die neue Lage ihm abfordert, die gegenwärtige Umgebung aber nicht zu verwirklichen gestattet.

Vielleicht ist es doch nicht zu lähn, in dem Geißt der Art, der den Lohnarbeiter vom Pfluge holt, den selben zu sehen, der die Ausländigen von Kopenhagen in die Vorlesungen der Universität und durch die Museen und Sammlungen der Stadt geführt hat.

Paul Garin.



## Eine Geschichte der Arbeiterbewegungen.

**E**st unsere heutige Arbeiterbewegung etwas Neues oder nur etwas Altes in neuen Formen? Der Klunbige antwortet selbstverständlich: Es steckt Altes darin und auch Neues, was nicht bloß der Form nach neu ist. Aber darüber, was daran alt und was neu sei, herrscht nicht die erwünschte Uebereinstimmung. Es giebt immer noch Konservative, die sich und Anderen einzureden versuchen, die „Unbotmäßigkeit“ und „Zuchtlosigkeit“ und der revolutionäre Sinn der Arbeiter seien etwas Neues und in der Geschichte nicht weiter zurück zu verfolgen als höchstens bis auf die französische Revolution, während doch die Revolution so alt ist wie die Unzufriedenheit in der Menschheit und daher jene Frommen, die die Revolution mit Adams Apfelbiss anfangen lassen, die Wahrheit mehr für sich haben. Und es giebt immer noch Spießbürger konservativer wie liberaler Parteistellung, die nicht zu sehen vermögen, daß unsere Zeit der Arbeiterbewegung ganz neuen Stoff geliefert hat, unter Anderem eine Zahl der Lohnarbeiter und überhaupt der abhängigen Existenzen, wie sie im Mittelalter und in Deutschland vor 1840 gar nicht, im Alterthum nur in einzelnen Staaten mit besonders starker Sklavenbevölkerung vorgekommen ist; dann den noch niemals in der Weltgeschichte dagewesenen Umstand, daß die Sklaven von heute nach der Verfassung nicht allein persönlich frei, sondern die mündigen Männer unter ihnen sogar Vollbürger sind. Richtige Praktiker halten sich die Ohren zu, wenn man mit diesen Dingen kommt, die sie Theorie oder verabscheuungswürdigen Rathgeberjohalismus nennen, und so weit sie Unternehmer sind, haben sie ja vom Unternehmerstand-

punkt aus ganz Recht, denn die „Theorie“ kann ihnen so manches Gesetz befehlen, das ihr Einkommen um einige tausend Mark jährlich kürzt. Aber die Gesetzgeber haben doch eben an die Zukunft zu denken, und um für diese die richtigen Maßregeln treffen zu können, müssen sie unter Anderem auch das Alte und das Neue in der Arbeiterbewegung zu unterscheiden vermögen; denn gegen alte Uebel kann man ja altbewährte Mittel in der Hausapotheke finden; hat man es aber mit neuen zu thun, so muß man noch neuen suchen.

Deshalb ist eine gute Darstellung der Arbeiterbewegungen von Nutzen und eine solche steckt in der Geschichte des Sozialismus und Kommunismus, von der Professor Georg Adler eben den ersten, bis zur französischen Revolution reichenden Theil herausgegeben hat.\*) Daß der Verfasser die außerhalb unseres Kulturkreises liegenden Völker ausschließt, kann man billigen, und wenn er meint, die Wissenschaft müsse sich dem Sozialismus und Kommunismus identifizirenden Sprachgebrauch anschließen, so darf man Das zugeben. Dagegen stimme ich ihm nicht bei, wenn er es als einen Mißbrauch bezeichnet, daß die Arbeiterschutzgesetzgebung, die Schutzzollnerei und die Verstaatlichung von Gewerben sozialistisch genannt werden. Die wissenschaftliche Behandlung der sozialen Bewegungen unterscheidet sich gerade dadurch von der utopistischen, daß der Mann der Wissenschaft es weiß: Individuum und Gesellschaft sind die integrierenden Elemente, durch deren Wechselwirkung das Menschenleben zu Stande kommt; dadurch ist die Möglichkeit eines rein kommunistischen Lebens eben so ausgeschlossen wie die der reinen Anarchie und sind diese beiden Daseinsformen ins Reich der Utopie verwiesen. Eine Geschichte des Kommunismus kann daher nur eine Geschichte der Bewegungen sein, die darauf abzielt haben, dem sozialen Element das Uebergewicht über das individualistische zu verschaffen. In solchen Bewegungen werden regelmäßig Illusionen wirksam, deren Bedeutung Adler sehr schön erklärt; und darum ist jede Geschichte der sozialen Bewegungen zugleich eine Geschichte der Utopien. Wenn ich hier und da gegen die Bezeichnung „Kathedersozialisten“ protestire, so geschieht es nicht deshalb, weil ich einen Unterschied machte zwischen sozial und sozialistisch (will man einen machen, so muß man die Bezeichnung Sozialisten auf die Utopisten beschränken) oder den Sozialismus für etwas Schimpfliches hielt — ist doch, wie auch Bismarck wiederholt gesagt hat, der Staat selbst eine sozialistische Institution — sondern, weil in jener Bezeichnung eben so böswillige wie unzutreffende Insinuationen stecken und weil die Männer, die sie als ein Vorwurf treffen soll, viel zu verschieden in ihren Ansichten sind, als daß ihnen Allen die selbe Etikette angehängt werden dürfte.

Adlers Buch beginnt mit der solonischen Sozialreform und schließt mit Lessings „Idealem Weltbund.“ Es stellt den Zusammenhang der kommunistischen Bewegungen und Ideen mit den wirtschaftlichen und politischen Zuständen überall richtig dar und erfreut nicht allein durch die angenehme Form der Darstellung, sondern auch durch erschöpfende Vollständigkeit. Zum Beispiel übergeht es unter den Utopien auch Rabelais' Helemitenabtei nicht und wird dem Mann

\*) Als dritten Band der ersten Abtheilung des bei E. S. Hirschfeld in Leipzig erscheinenden Hand- und Lehrbuches der Staatswissenschaften in einzelnen Bänden.

gesehen, der als der Vater aller französischen Revolutionäre und Kommunisten angesehen werden kann, trotzdem aber bisher ganz unbekannt war: dem radikalen Pfarrer Jean Meslier. Zu Adlers Darstellung der griechisch-römischen Zustände und Bewegungen erlaube ich mir zwei Glossen. Daß den Alten im Allgemeinen kommunistische Ideen fern gelegen haben und daß die bei ihnen vorkommenden Bewegungen auf Erhaltung oder Wiederherstellung des kleinen Privateigentums gerichtet waren, daher als Mittelstandspolitik bezeichnet werden können, ist richtig; und eben so richtig sind die beiden Ursachen dieser antiken Geistesrichtung angegeben: die Sklaverei und das Fehlen kollektiver Produktionsformen. Aber so ganz bloß auf die Köpfe gelehrter Gräbler beschränkt, wie Adler meint, sind die kommunistischen Ideen doch nicht geblieben; in den Sklavenaufständen des zweiten Jahrhunderts vor Christus ist sowohl auf Sizilien wie in Kleinasien versucht worden, die Gesellschaft umzustürzen und kommunistische Staaten oder wenigstens die Herrschaft des Proletariates aufzurichten, allerdings mit so geringem Erfolg, daß diese Bewegung auf den Gang der Weltgeschichte keinen Einfluß geübt hat. Ferner finde ich die platonische Philosophenherrschaft nicht ganz so unvernünftig, wie sie Adler mit allen bisherigen Kritikern findet; ist sie doch in Preußen verwirklicht. Denn Plato hat ja nicht Philosophieprofessoren gemeint, sondern statt der Gelehrten, Bauern und Advokaten, denen der Pöbel das Staatsruder anvertraute, sollten nur mit der höchsten Intelligenz begabte und sachgemäß vorgebildete Männer regieren, — und solche Männer sind doch die akademisch gebildeten und vielfach geprägten Juristen, die in Preußen die hohen Staatsämter bekleiden. Daß so ein Philosoph auf dem Ministerstuhl manchmal unversehens in eine Schlinge gerät und daß an dem Drahte, der die Schlinge bildet, heute der Herr Graf Kanitz, morgen der Freiherr von Stumm und übermorgen ein ungenannter Dritter zieht: Das gehört so zu den irdischen Unvollkommenheiten; der hegelische Staat ist eben so gut eine Utopie wie der platonische. Auch leistet die Strenge, mit der der preussische Staat bei seinen Beamten auf ein ordentliches Familienleben hält, genau die Dienste, die im platonischen Staat die Weibergemeinschaft, in Friedrichs des Großen Heer und in der katholischen Kirche die Ehelosigkeit leisten soll. Die den Lesern der „Zukunft“ schon bekannte Schilderung der sozialen Zustände des Volkes Israel bildet ein Kapitel des vorliegenden Buches. Adler weist die Versuche der Sozialdemokraten, das Urchristentum für sich zu vindizieren, zurück. Ich thue Das ebenfalls. Gewiß würde Christus, wenn er heute aufträte, die Arbeiter segnen und über die Scharfmacher sein Wehe rufen, aber den sozialistischen Zukunftsstaat würde er sehr entschieden ablehnen. Aber ich gehe in der Abweisung der sozialdemokratischen Ansprüche aufs Neue Testament noch ein Stück weiter als Adler; ich finde nicht bloß in diesem im Allgemeinen, sondern auch beim Verfasser des dritten Evangeliums und der Apostelgeschichte keine kommunistische Tendenz und ich leugne überhaupt jeden Zusammenhang der Wirksamkeit Jesu mit den wirtschaftlichen und sozialen Zuständen seiner Zeit. Die Lage der Bewohner der römischen Provinzen mag unter dem Kaiser Liberius gut oder schlecht gewesen sein: im Neuen Testament findet man keine Spur einer Andeutung, daß es traurige soziale Zustände waren, die den Blick Jesu und seiner Jünger aufs Jenseits lenkten.

## Norddeutsche allgemeine Weisheit.

„Ihr Deutschen bleibt doch Träumer und Bangschläfer“, sagte mir vor etlichen Jahren der leitende russische Minister, der mit unnachahmlicher Kunst es verstanden hat, sich von den Deutschen das Geld für Eisenbahnen leihen zu lassen, deren Hauptzweck die Vertreibung der deutschen Industrie aus Rußland sein soll. Der weitblickende Finanzapostel des Zaren hat leider auch heute noch Recht. Mag der mit seinem beschränkten Verstande wirtschaftende Unterthan auch Ursache und Wirkung der Erscheinungen — zumal auf finanziellem Gebiet — erkennen: Monate und Jahre vergehen, bis die das Wohl aller Geborenen bewachende hochwohlweise Regierung zu dem selben Gipfel der Einsicht emporsteigt. So mußten wir denn bis zum letzten Drittel dieses Märzmonats warten, bis sie es für angebracht hielt, auf die in dem „Uebersprudeln des Unternehmungsgeistes“ liegenden Gefahren warnend hinzuweisen und gegenüber der ungesunden Preis- und Kurs-treiberei, die uns an einen kritischen Wendepunkt gestellt hat, zur Mäßigung auf allen wirtschaftlichen Gebieten zu mahnen. Solche Weisheit mißsammt der Begründung hätte die Regierung längst in diesen Blättern finden können; und sie wird jetzt wieder in den Jahresberichten der großen Banken gepredigt. Die Faktoren, die in der Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands schon in den Jahren 97 und 98 hervorgetreten waren, wurden in den Jahren 1899 und 1900 noch deutlicher sichtbar. Der Aufschwung der Industrie, der durch die Fortschritte der Technik, insbesondere durch die gesteigerte Verwendung und Ausbildung elektrischer Kräfte, eingeleitet wurde, zeigt eine kaum erwartete Stetigkeit. Die Gefahren einer vorwiegend spekulativen Ueberstürzung können im Großen und Ganzen noch durch maßvoll geleitete Vereinigungen eingedämmt werden, so daß zwar durchwegs bessere Preise erzielt werden, der Hauptvorteil aber in einer regelmäßigen Beschäftigung und in guten Löhnen zu Tage tritt. Die erhöhte Kaufkraft der Bevölkerung nützt allen Erwerbszweigen und die wirtschaftliche Gesamtlage weiter Kreise hat sich deshalb günstiger gestaltet. Der Fortschritt der Technik und die mit dem Wohlstand steigenden Ansprüche einer stetig wachsenden Bevölkerung auf bessere Lebenshaltung und Wohnung führen zu neuen Bedürfnissen und zu umfassenden Neuanlagen sowohl auf staatlichem und kommunalem Gebiet wie in den verschiedensten Zweigen der gewerblichen Thätigkeit; der Verkehr zu Wasser und zu Lande dehnt sich aus und vermehrt wiederum die Beschäftigung der in der Herstellung von Verkehrsmitteln und Maschinen thätigen Industrie. Die gesteigerte Nachfrage, deren Befriedigung sich ein guter Kaufmann nicht gern entgehen läßt, macht neue Anlagen und die Erweiterung und Verbesserung der alten nöthig; und daraus ergiebt sich wieder eine erhebliche Nachfrage nach Kapitalen, Rohstoffen, Waaren und Arbeitskräften, zum großen Theil für die Zwecke dauernder Investirung. Natürlich steigt so auch der Zinsfuß für Anlagewerthe und der Diskontsatz für die stärker in Anspruch genommenen Umlaufsmittel. Von Jahr zu Jahr sind bei der Reichsbank, bei stets lebhafterer Bewegung im Giro- und Abrechnungsverkehr, die Anlagen, besonders im Wechselgeschäft, namentlich im Herbst und am Jahresschluß, erheblich gewachsen, die Baarbestände entsprechend zurückgegangen und diese Entwicklung ist in dem jetzt veröffentlichten Abschluß der Reichsbank zu lehrreichem Ausdruck gekommen. Die Politik dieses

Institutes, die Höhe des Diskonts und das Steigen des Zinsfußes lassen sich von der wirthschaftlichen Lage Deutschlands nicht trennen; sie sind ihre natürliche Folge. Darum war es auch thöricht, daß dem Reichsbankpräsidenten im Reichstag aus der Festsetzung hoher Diskontsätze ein Vorwurf gemacht wurde, denn sie sind durch die Verhältnisse selbst bedingt und lassen sich auch, wenn nicht eben die Lage sich ändert, nicht ermäßigen. Wir werden bis zum Herbst mit theurem Geld rechnen müssen. Es ist nützlich, wieder darauf hinzuweisen, daß gerade der hohe Bankdiskont den erwünschten mäßigen Einfluß auf das „Uebersprudeln des Unternehmungsgeistes“ übt; denn so unangenehm an sich eine Vertheuerung des Geldes ist, so bewahrt sie doch vor leichtsinnigen und unrentablen Unternehmungen. Solche Dämmung ist heute sehr wichtig und man kann nur wünschen, der Geist der Mäßigung möge Rachahmung finden.

War zu spät dämmert diese Erkenntniß auch den verantwortlichen Finanzgewalten des Reiches und Preußens auf. Zu spät erkennen sie, daß Mäßigung das ganze Wirthschaftsleben gesund erhält und allen Theilhabenden auf Jahre hinaus Vortheil von einem sich über das ganze Land erstreckenden wirthschaftlichen Segen verspricht, auch der Beamtenschaft und nicht zuletzt der Landwirthschaft; denn woher sollte der Staat die Mittel nehmen, um überall fördernd und stützend eingzugreifen, wenn ihm nicht aus den industriellen Quellen reiche Fonds zufließen? Freilich haben alle Glieder des Staates an einer gesunden wirthschaftlichen Entwicklung ein Interesse; freilich muß Jeder dazu beitragen, daß krankhafte Auswüchse dem Wirthschaftskörper ferngehalten werden. In einem geordneten Staatswesen hat aber die Regierung, selbst wenn sie nicht absolut sein kann, wie es ihr am Liebsten wäre, die Pflicht, nicht erst dann zum Rückzug zu blasen, wenn sie bereits am eigenen Leibe Schaden spürt, sondern auch dann schon, wenn sie eine Gefahr für die „Untertanen“ nahen sieht. Die nur noch schwer abwendbare Gewitterschwüle wilder, fieberhafter Ueberspekulation, die so leicht auch zu Ueberproduktion führt, veranlaßt jetzt erst unsere Regierung, in einer langen Auseinandersetzung in ihrem Hauptorgan dem Publikum dringend zur Mäßigung zu rathen, — jetzt erst, da Reich und Staat ihre eigenen Anleihen entwerthet sehen und außer Stand gesetzt sind, den Geldbedarf noch zu decken. Wer mitten auf dem Markt, im Börsenjaal steht, beobachtet ja täglich, daß die großen Spekulationen in Industriepapieren nicht von ernsthaften Bankiers und Fachmännern ausgeführt werden, sondern von „Aukensaitern“, die der Börse selbst gänzlich fern stehen und meist dem vielgepriesenen Mittelstand angehören, der sich ja jetzt der besonderen Fürsorge unserer gesetzgebenden Körperschaften erfreut. Dieser seine Vernichtung fürchtende Mittelstand, der an den neuen, den Wohlstand des ganzen Landes bedrohenden wirthschaftlichen Gesetzen mitschuldig ist, hat jene Auswüchse im Börsenwesen liebevoll gehegt und großgezogen, die dem Bankier das Börsen- und die Stempelgesetze beschrieben haben, weil die öffentliche Meinung nur auf den Mann mit dem Finger zeigt, der an der Schranke des Walkers steht, nicht aber seinen Hintermann kennt, in dessen Auftrage er — oft widerwillig, aber pflichtgemäß — handelt. So ist das Termingeschäft, das in den Chancen, die es der Baissespekulation bietet, das Bestreben zeigt, einen Ausgleich herbeizuführen und dadurch Verluste möglichst zu verhindern, aus den Börsenräumen verbannt; und jetzt soll auch seinem schwachen Erfolg, dem Kassa-Konto-

kurrentgeschäft, zu dem sich noch die Dividendenpapiere retten konnten, durch die Rechtsprechung des Reichsgerichtes, die das handelsrechtliche Lieferungsgeschäft fast auf die selbe Stufe mit dem Termingeschäft stellt, das Lebenslicht ausgeblasen werden. Die großen berliner Banken und Bankfirmen, die sich in der sogenannten Stempelvereinigung zusammengefunden haben, sehen sich, um nicht — nach der neuen Rechtsprechung — straffällig zu werden, gezwungen, in den Antzählen von Bergwerk- und Fabrikunternehmungen nur noch reine Kassageschäfte zu machen. Dadurch wird der kleine Provinzbankier, der doch auch dem schutzbedürftigen Mittelstand angehört, ganz auf den Aussterbeetat gesetzt; denn die Stempelvereinigung hat, um angesichts der Erschwerung und Einschränkung des Geschäftes, die sie sich selbst auferlegen zu müssen glaubte, bei der Ausführung von Börsenaufträgen einigermaßen auf die Kosten zu kommen, eine Erhöhung der Provisionssätze eingeführt, die zunächst im Verkehr mit den Provinzbankiers in Geltung tritt. Wer aber einmal die Misere dieses kleinen Mannes mitangesehen hat, weiß, wie sorgsam solcher den Fleischtöpfen der Großbanken ferne Provinzialsie die Kundschaft zusammenhalten muß, auf daß sie ihm nicht untreu werde und sich mit ihren Aufträgen dem Alles an sich lockenden mächtigeren berliner Konkurrenten zuwende; Wechselverpflichtungen bilden noch den einzigen Kitt zwischen dem Provinzpublikum und seinem einheimischen Bankier. Dieser Beplagte wird es nicht wagen, auf die Schultern der Kundschaft die Provisionsvertheuerung abzuwälzen, sondern sie selbst auf sich nehmen, um sich nicht die letzten Anhänger zu verschrecken; denn ihrer harzt mit offenen Armen schon der Konkurrent, der ihnen — wenigstens am Anfang — die günstigsten Bedingungen zu stellen bereit ist. Oft genug haben die Banken sich geweigert, gewagte Aufträge der kleinen Leute auszuführen, die sich durch sanguinische Dividendenhoffnungen und Gründungsblender täuschen ließen und ihr Konto übermäßig belasteten, die auch ihre Spekulationen nicht aufgeben wollten, wenn ihnen längst die Baarmittel, um sie zu halten, ausgegangen waren, und die den Banken dann die Hergabe der notwendigen Mittel zumuthen, als sei Das eine selbstverständliche Folge der Geschäftsverbindung. Wenn an diese Vertreter des Mittelstandes, denen die Uebersicht über die Börsenvorgänge fehlt und deren Spieltrieb durch Scheinerfolge und Augenblicksgewinne gesteigert wird, vor ein bis zwei Jahren die mahnende Stimme der Regierung, sich eine weise Beschränkung aufzuerlegen, sich gewandt hätte, so würde der beabsichtigte Zweck nicht verfehlt worden sein; denn diese kleinen Leute lauschen andächtig jedem Ausfluß der Regierungswisheit wie einer Offenbarung; sie haben noch das naive Vertrauen zu der überragenden Einsicht der Staatsoberen, das der von höherem Standpunkt aus Umschau haltende Beobachter, zumal in unserm lieben Preußen und Deutschland, mit anderen Tugenden aus der guten alten Zeit längst verloren hat.

Jetzt, da die Regierung nicht aus noch ein weiß, um der verhängnißvollen Ueberhitzung der Spekulation zu steuern, der Entwerthung der Staatspapiere Einhalt zu gebieten und dadurch den neuen Reichs- und Staatsanleihen, deren Ausgabe sie plant, einen Markt zu sichern, jetzt muß sie sich gefallen lassen, daß ihre Karten von jedem Börsenmann aufgedeckt werden. Die Börsenleute wollen natürlich nicht das Bischen Leben, das, dank der Kurzsichtigkeit des „unhonorigen“ Publikums, noch im Coullissenreich pulst, durch wohlmeinende offiziöse Warnungsartikel erstickt sehen. Diese officiösen Martrurufe, so heißt es, können die augen-



blickliche Bewertung der Industriepapiere durch die Börse nicht erschüttern. Wie ein Hohn auf die Regierungswisheit, deren Berechtigung die Banken längst erkannt und deren Tenor sie in Rundschreiben an ihre Kundschaft schon vor zwei Jahren verkündet haben, erscheint es, wenn die Börse die Mahnung zur Zurückhaltung mit einem besonders starken „Uebersprudeln des Unternehmungsgeistes“ beantwortet und in entschiedener Festigkeit für Montanwerthe, die Hauptdividendenpapiere, verkehrt. Ja, die offiziöse Warnung vor einer Ueberspannung des Bogens wird von der Börse sogar als ein Beweis dafür hingestellt, daß noch starke Baissewerpflichtungen bestehen, deren Deckung durch die Hinweise auf die Wahrscheinlichkeit eines über kurz oder lang zu erwartenden Umschwunges der jetzigen Wirtschaftsverhältnisse erleichtert werden soll. Gerade deshalb ist, in der neugestärkten Hoffnung auf die sich dann ergebenden Gewinne, die Kauflust abermals entfacht worden und die kluge Regierung hat gerade das Gegentheil Dessen bewirkt, was sie in löblicher Absicht — leider zu spät — gewollt hat. Lynxus.

\*     \*     \*

Herr Dr. Berthold erbittet die Aufnahme der folgenden Erklärung: „Ich erkläre, daß ich die in Nr. 1 der ‚Zukunft‘ vom siebenten Oktober 1899 enthaltenen beleidigenden Aeußerungen über Herrn Max Arendt mit dem Ausdruck des Bedauerns zurücknehme.“

Berlin, den 24. März 1900.

Dr. H. Berthold.



## Notizbuch.

**I**n Deutschem Reich und in Preußen wird heute unklüger und planloser regiert als in den dunkelsten Tagen des Capricismus. Intimität mit England als höchstes Ziel der auswärtigen Politik, für deren Leiter es schon „nicht so ganz einfach“ war, um hohen Preis das Bischofen Samoa zu erhandeln, ungemein einfach aber, wie es scheint, jede günstige Gelegenheit zu verpassen; im Innern kein ernsthafter Versuch, die national und wirtschaftlich gefährdeten Ostprovinzen durch eine starke und ausgiebige Kulturpolitik zu fördern, wohl aber ein Lasten, Saviren, Experimentiren, wobei keine Klasse und kein Berufsstand zu Befragen und Ruhe kommt, nicht einmal die kleine Schaar der begünstigten Großindustriellen. Welche Trümmerstätte dehnt sich vor dem Blick, der von dem ersten Signal zum Flottenlärm bis zu der verspäteten Warnung vor dem „Uebersprudeln des Unternehmungsgeistes“ schweift! Wer ist an diesem Uebersprudeln denn schuldiger als die liebe Regierung mit ihren Kanal- und Flottenplänen, ohne die längst eine Ernüchterung eingetreten wäre?

Wer hat gegen die Produktenbörse die große Aktion eingeleitet, die nun, nachdem Herr Brestelb Jahre lang einen ungefählichen Zustand gebuldet hat, völlig im Sande verläuft? Wer hat durch ungestetes Schwanken und schwächliche Nachgiebigkeit die anarchischen Zustände geschaffen, die uns ein Referendum ohne die legalen Formen eines solchen brachten? Wegen das Fleischbeschaugesetz, die Waarenhaussteuer, die Lex Heinze tobt im Lande ein Sturm, der unter einer starken Regierung nicht möglich wäre, von dem man heute aber hofft, sein Wesen werde schwache Gemüther schrecken und um den Rest der Entscheidungsfähigkeit bringen. Der Mann, dessen Geburtstag wir in dieser Woche sonst froh feiern durften, hatte uns doch recht verwöhnt. Gewiß: auch er konnte nicht hegen, auch er mußte der Zeit seinen Zoll zahlen; und die jetzt angebrochene Stunde, wo zwischen den landwirthschaftlichen und den industriellen Interessen der Gegensatz nicht mehr zu überbrücken ist, hätte auch ihm wohl arge Verlegenheit bereitet. Vor Resolutionen und Petitionen aber hätte er nicht die Waffen gestreckt, sondern gethan, was ihm nach sachlicher Prüfung das Richtige schien, und lieber das Amt als die Ueberzeugung geopfert. Und vor Allem: er hätte eingesehen, daß für Jahrzehnte hinaus, bis zu dem Augenblick, wo Rußland und die Vereinigten Staaten die Briten aus der Welthandesherrschaft verdrängt haben werden, das Deutsche Reich nur in England einen gefährlichen Feind und Konkurrenten hat, und hätte danach gehandelt. . . Man merkt jetzt das Bemühen, den toten Bismarck in eine Legende zu „retten“. Er soll sacht wieder hoffähig gemacht werden. Das mag Leuten, deren Ehrgeiz befriedigt ist, wenn sie an der Hofstafel sitzen dürfen, ein innig zu wünschendes Ziel scheinen. Ein gewisses Maß von Vorsicht aber ist ihnen doch zu empfehlen. Es giebt Dinge, die sich nicht untlagen lassen, weil sie, zum Glück, dokumentarisch festgelegt sind; und zu diesen Dingen gehören die Vorgänge, die zu Bismarcks Entlassung führten. Dabei hat der Streit über die Annahme oder Ablehnung eines gemilderten Sozialistengesetzes, der jetzt zur Hauptsache gemacht werden soll, eine sehr geringfügige Rolle gespielt. Es ist lächerlich, Bismarck als einen Mann hinzustellen, der sich von der Geschmeidigkeit eines Herrn von Hellendorff und ähnlicher Staatsmänner dupiren ließ. Bismarck wollte dem Konflikt, den er kommen sah, nicht schwachgemuth ausweichen; deshalb sprach er im Kronrath gegen die Annahme des Sozialistengesetzes in der Reichstagsfassung; und die Konservativen, denen Das via Hammerstein mitgetheilt wurde, waren durchaus berechtigt, gegen diese Fassung zu stimmen. Auch wer Herr von Hellendorff nicht gerade liebt, muß gestehen: gegen seine Veröffentlichungen in der Deutschen Revue ist nichts einzuwenden. Das würde klar erkannt werden, wenn der dritte Band der „Erinnerungen und Gedanken“, dessen Existenz man jetzt freilich abzuleugnen versucht, nicht länger verborgen bliebe. Man muß heute in Deutschland oft an Fenelons Wort denken: Les moeurs présentes de la nation jettent chacun dans la plus violente tentation de s'attacher au plus fort par toutes sortes de bassesses, de lâchetés et de trahisons. Den Strebern, die ohne Hosslust nicht leben können, mag solche Neigung gegönnt sein. Das Andenken Bismarcks aber sollen sie nicht in ihre Geschäftsmacherei zerten; und sie sollen sich gefälligst hüten, uns vorreden zu wollen, die Entlassung des ersten Kanzlers habe ein anderer Grund bewirkt als der, daß der Kaiser eine andere, mit Bismarck nicht mögliche Politik machen wollte.

Bismarck hatte seine Stellung, seinen Rang und sein Vermögen selbst er-

worben. Er sah in dem Kampf ums Dasein, der die Auslese der Tüchtigsten ermöglicht, kein zu bejammerndes Unglück und wünschte, statt eines Parlamentes der Berufsredner, eine den Kräfteverhältnissen entsprechende Interessenvertretung. Fürst Schlobwig zu Hohenlohe ist, wie in so vielen Dingen, auch hierin anderer Meinung als sein großer Vorgänger. Er hat Rang und Vermögen ererbt und Ehrlichkeit, hat heute hunderttausend Mark Gehalt und riesige, einträgliche Güter, deren unvorteilhafter Verkauf ihm die Gnade des Jaren erspart, und fühlt, obwohl ihn Herr Lubwig-Vielisch neulich einen „großen Mann mit gewaltigen Augen“ genannt hat, sicher, daß er im Kampf ums Dasein nicht so gut weggekommen wäre. So ist er ein erbitterter Gegner aller Interessenvertretungen geworden und hat, als Akademiker an seinem Tisch saßen, ganz im Stil der liberalen Zeitungsrednerei bitterlich darob geklagt, daß die Kämpfe um materielle Interessen heutzutage Formen annehmen, die „an die Tierwelt erinnern“. Das, konnte ihm von seinen Gästen Einer sagen, hat vor dem Manne mit den gewaltigen Augen schon Darwin entdeckt; und aus dieser Entdeckung schien bisher Manchem ein nützliches Lebensgesetz erwachsen zu sein, — nützlich besonders auch, weil es die Herrschaft der Unfähigsten hindert. Denn ein Mensch, der selbst sein Interesse kraftvoll vertreten, sich selbst durchsetzen und zur Geltung bringen kann, muß immerhin doch Etwas leisten, muß mehr sein als ein geborener Grandseigneur. Leider gilt dieses soziologische Gesetz im Bereich der deutschen Politik noch nicht. Vielleicht mußten wir deshalb das tragikomische Schauspiel erleben, daß der Sohn des Reichskanzlers im Reichstag erklärte, die von den Verbündeten Regierungen angeregte Politik habe es dahin gebracht, daß die Träger der deutschen Intelligenz mehr und mehr in die Reihen der Sozialdemokratie flüchten. Unser Pressegesetz hindert leider Leute, die nicht immun sind, diese treffende Kritik auf eine breitere Basis zu stellen. Aber der Fürst zu Hohenlohe darf sich darüber nicht täuschen: nur der völligen Unfreiheit der deutschen Publizisten hat ers zu danken, daß ihm auf seine Reden nicht endlich einmal nach Gebühr geantwortet wird.

In Berlin ist, nach münchener Muster, ein Goethe-Bund begründet worden. Offenbar giebt es noch nicht genug Vereine und Bünde; einer, der den Namen Goethe trägt, mag immerhin willkommen sein. Was er will, war bisher nicht klar zu erkennen. Gegen die Lox Feinge kämpfen? Du lieber Gott: die ist, seit die Intrigue gegen Herrn von Verchenfeld, der in München ministrable schien, ihre Wirkung gethan hat, ja schon halbtot. Und ein Goethe-Bund gegen zwei Paragraphen, die, wenn sie selbst Gesetz würden, an dem bestehenden Zustand nicht das Geringste ändern könnten? Ein Bund der Kunstwütze könnte allenfalls sagen: Wir wollen dafür sorgen, daß Clowns und Chanteusen nicht genirt werden, daß man Joten auch bei Kindern absetzen und Schreisten, Abbildungen und Darstellungen, die nach frommer Leute Ansicht das Schamgefühl göttlich verletzen, auch fernerhin an dem öffentlichen Verkehr dienenden Orten in Kergerniß erregender Weise ausstellen darf. Das aber — und es ist der ganze Inhalt der beiden Paragraphen, mit denen nie, unter gar keinen Umständen, ein Gelehrter oder Künstler in Konflikt kommen kann — sollte das Programm eines Goethe-Bundes sein? Unmöglich. Wir wollen hoffend die Thaten des neuen Bundes abwarten. In der Gründerversammlung, wo mehrere mitelmäßige Leitartikel geredet wurden, war leider kein Kriminalist anwesend. Wenigstens sprach nur Herr Professor Kehler, der ein sehr begabter Polihistor, aber

keine Autorität in Strafrechtsfragen ist. Aber auch er kann nicht gesagt haben, was die Berichterstatter ihn sagen ließen: die „gräßliche Verletzung des Schamgefühls“ sei ein in der deutschen Rechtsprechung neuer und höchst gefährlicher Begriff. Herr Kohler muß ja wissen, daß sein Kollege Vizt die Verletzung des sittlichen Gefühls zum entscheidenden Merkmal der Strafbarkeit macht und daß in der schon recht alten Reichsgerichtsentscheidung XIV 398 IV 88 von einer „gräßlichen Verletzung des Scham- und Sittlichkeitgefühls“ gesprochen wird. Eine neuere Entscheidung hat sogar erklärt, diese Verletzung brauche nicht einmal „gräßlich“ zu sein. Goethe war ein Freund der Gründlichkeit. Man muß hoffen, daß der Hund dem Beispiet des Schuppaptrones folgt und sich nicht von Gespenstern schrecken läßt, während ganz andere, leibhaftige Feinde die Freiheit des Geistes bedrohen.

Die Rede, die der Deutsche Kaiser am zweihundertsten Geburtstag der berliner Akademie der Wissenschaften gehalten hat, ist von der päpstlichen Presse enthusiastisch gelobt worden.

Immanuel Kant hat in Berlin ein Denkmal erhalten. Er ist gewürdigt worden, in der Puppenallee die Marmorbank zu zieren, vor der die Statue weiland Friedrich Wilhelms des Zweiten, Königs von Preußen, aufragt. Wer war dieser König? Sein eigener Onkel, Prinz Heinrich von Preußen, sagte von ihm: „Mein dicker Neffe ist ein Schwachkopf, der Anstand und Sitte verachtet und sich abwechselnd von Weibern, Günstlingen und Charlatanen an der Nase herumführen läßt. Er scheut jede Arbeit und wird nur den Hausen der gekrönten Müßiggänger vergnügen.“ Seine galanten Abenteuer, deren Schauplatz das potsdamer Marmorpalais, das frankfurter Hauptquartier und andere, übler berüchtigte Orte waren, sind leidig bekannt geworden. Seine Verschwendungssucht wurde noch zu seinen Lebzeiten in einer Satire gegen „Saul, den König von Kanonenlande“ gegeißelt. Und wie er politisch Preußen geschädigt hat, Das mag man bei Treitschke nachlesen. Er war der schlimmste, gefährlichste Regententypus, der sich erdenken läßt, weit schlimmer als ein bössartiger oder dummer König. Seine Unstetheit, die Schwäche eines Willens, der nach hastigen Anfängen jeden Plan wieder fallen ließ und keiner Schwierigkeit gewachsen war, seine Abhängigkeit von persönlichen Launen und Wünschen: diese Summe verhängnißvoller Eigenschaften brachte in Preußen die Monarchie in ein paar Jahren um das von Friedrich gemehrte Ansehen. Das reiche Erbe wurde verzettelt, Mirabeau konnte schreiben, der Preußenstaat sei vor dem Reifen schon faul geworden, und der König, der sich von England subventioniren ließ und mit Frankreich 1795 den Separatfrieden von Basel schloß, wird in der Geschichte stets als der Vorbereiter der Katastrophe von Jena fortleben. Jetzt hat der Freund der Madame Nieß und anderer Courtisamen ein leuchtend weißes Denkmal. Und zu seinem Bankhalter ward nicht einer von seinen Obskuranten ausersehen, sondern Deutschlands größter Philosoph, der einzige Erkenntnistheoretiker von weltbewogender Kraft, der Mann, der das Wahngemälde einer Wissenschaft des Ueberfinnlichen für immer gestürzte und für den Menschheitkampf um Recht und Freiheit die stärksten Waffen schuf. Es ist eine Lust, 1900 in des Deutschen Reiches Hauptstadt zu leben.

